SUDETEN LAND

VIERTELJAHRESSCHRIFT

für Kunst

Literatur

Wissenschaft

und Volkstum

ZWEITER JAHRGANG

HEFT IV 1960

BÖHMISCHER MEISTER „Maria mit dem Kinde“
aus dem Blauen Buche „Maria im Rosenhag“

Alfred Görgl

HEILIGER ABEND

Zu den Hirten such ich, zu den Tieren,
aus der Großstadt Räderwelt und Pracht.
Labyrint, in dem wir uns verlieren,
wie entrinn ich in der Heiligen Nacht!

Warenhäuser, ganz von Licht umflutet,
Überfluß der Gaben laßt mich fliehn!
Ist's der Babelturm, der mich umglutet?
Oh, zur Krippe hin – zur Krippe knien!

Gotteskind, Du auch für uns geboren,
die ersticken in Geschäft und Geld,
knien laß uns, daß wir nicht verloren:
Frieden gib, gib Frieden dieser Welt!

Wilhelm Wegener

Böhmen, Mähren und das Reich im Hochmittelalter

Ein Überblick

In letzter Zeit sind fast gleichzeitig zwei Arbeiten erschienen, die sich mit diesem Thema beschäftigen und die versuchen, die seit jeher zwischen Deutschen und Tschechen mehr oder weniger strittige Frage nach dem staatsrechtlichen Verhältnis der böhmischen Ländern zum deutschen Reich und seinen Herrschern im hohen Mittelalter mit neuen Gesichtspunkten zu klären[1]).

Man kann natürlich das vielschichtige Problem einerseits mehr von der dynamischen Entwicklung der politischen Verhältnisse aus betrachten oder andererseits mehr vom institutionellen Wesen staatsrechtlicher Zustände her, ohne daß im zweiten Falle ohne weiteres der Einwand berechtigt ist, es handele sich hier nur um einen rechtsgeschichtlichen Formalismus. Zunächst einmal kennt das Mittelalter überhaupt keine Verfassung im formalen Sinne, sondern nur materielle Verfassungsinstitute, die nicht formal, sondern funktional verstanden sein wollen. Sodann führt die Frage nach dem mittelalterlichen „Staatsrecht" allerdings auf die grundsätzliche Vorfrage, ob für das Mittelalter überhaupt von einem „Staat" gesprochen werden kann und ob es erlaubt ist, sich den Problemen des Herrschaftsverbandes dieser Zeit mit den Begriffen modernen Staatsrechts zu nähern. Seit Georg von Below und Friedrich Keutgen besteht unter den deutschen Rechtshistorikern im wesentlichen Einigkeit darüber, das regnum als den deutschen Staat des Mittelalters zu verstehen. Unterstrichen worden ist diese Anschauung durch Heinrich Mitteis. Es ist nicht möglich, die Kontroverse über die Anwendbarkeit des Staatsbegriffes auf die Herrschaftsverbände des hohen Mittelalters hier im einzelnen aufzurollen. Ich begnüge mich mit dem Hinweis, daß selbstverständlich in einer Diskussion eine Verständigung darüber vorauszugehen hat, daß bei Anwendung des Begriffes „Staat" und „Staatsrecht" der aus der Zeit heraus zu entwickelnde Sinngehalt gemeint ist und nicht eine moderne Staatsvorstellung oder der Staatsbegriff des 19. Jahrhunderts. Das Gleiche gilt auch für den Begriff „Nationalstaat", den ich in meinem Buche verwendet habe, und bei dessen Anwendung auf das Mittelalter ich von der m. E. exakten terminologischen Klarstellung meines verewigten Lehrers Karl Gottfried Hugelmann ausgegangen bin und diese vorausgesetzt habe.

---

[1]) Wilhelm *Wegener*, Böhmen, Mähren und das Reich im Hochmittelalter, Untersuchungen zur staatsrechtlichen Stellung Böhmens und Mährens im Deutschen Reich des Mittelalters 919 - 1253, Köln - Graz 1959 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Band 5); Zdeněk *Fiala*, Vztah českého státu k německé říši do počátku 13. století (Podle kritiky pramenů), in: Sborník historický VI, 1959, S. 23 - 88 [Die Beziehungen des böhmischen Staates zum deutschen Reich bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts (Auf Grund einer Quellenkritik). Mit russischem und deutschem Resumé. S. 89 - 91 bzw. S. 92 - 95].

Nach dieser Vorbemerkung fasse ich die rechtsgeschichtliche Untersuchung zusammen. Böhmen und Mähren als geographische Landschaften sind keineswegs so isoliert, wie es der landläufigen Vorstellung von der „böhmischen Bastion" entsprechen würde. Die Verbundenheit der Randgebiete beiderseits der politischen Grenzen ist zwar im Mittelalter z. T. durch die Bewaldung, geographisch im übrigen von dem hydrographischen System der Beckenlandschaften oft verdeckt worden. Dennoch sind Böhmen und große Teile Mährens nur ein Ausschnitt aus einer größeren mitteleuropäischen Einheit. Als historischer Schauplatz einer im frühen Mittelalter sich entwickelnden Herrschaftsbildung sind die Länder Böhmen und Mähren auch politisch nur in ihrem wechselseitigen Verhältnis zu dem im hohen Mittelalter beherrschenden Staatsgebilde Mitteleuropas, dem mittelalterlichen deutschen Königreich, geschichtlich zu erfassen. Die Wurzeln dieser Beziehungen liegen gerade institutionell in der Zeit des fränkischen Großreiches, nach wechselvollen Kämpfen und nach vorübergehenden großslawischen Eigenbildungen, die aber auch nicht ohne vielfältige fränkische, jedoch auch durch byzantinische Einflüsse zustandegekommen sind. Das Zeitalter der Karolinger, genauer die Regierungszeit Karls des Großen, schuf die dauerhafte Grundlage, die sich nach gewissen Schwankungen in der spätkarolingischen Zeit doch stark genug erwies, um dem ersten König des deutschen regnum, Heinrich I., die Möglichkeit einer Erneuerung des herrschaftlichen Bandes zu bieten.

Von Anfang an ist das Verhältnis Böhmens zum deutschen Königtum gekennzeichnet durch die Mischung zweier Elemente, eines tributrechtlichen Abhängigkeitsverhältnisses der böhmischen Slawenstämme und eines vasallischen Treueverhältnisses seiner Fürsten zum deutschen König, aus dem sich ein Lehnsband nach deutschem Lehnrecht entwickelt. Als Otto I. im Jahre 962 das Kaisertum Karls des Großen für die deutschen Herrscher des Mittelalters erneuert hatte, werden die universalen und die sakralen oder transzendentalen Züge in der Stellung der deutschen Könige als römische Kaiser zeitweise so stark betont, daß ein großer Teil der tschechischen Historiker, allen voran Franz Palacky, die Oberhoheit des deutschen Herrschers über Böhmen allenfalls als einen Ausfluß des universalen oder höchstens eines hegemonialen Kaisertums aufgefaßt wissen und als möglichst lose erscheinen lassen wollten.

Daran ist immerhin soviel richtig, daß dem deutschen Königtum schon im 10. Jahrhundert eine nach dem Bilde des ostfränkischen Königstums geformte böhmische Fürstengewalt gegenübertritt, die allerdings auch unabhängig vom fränkisch-deutschen Vorbild gewachsene Züge vielleicht alttschechischer Herkunft, wahrscheinlicher aber auch byzantinischer Tradition einschließt. Dieses böhmische Herrscherbild ist aber nicht als Abschluß einer sozusagen natürlichen Entwicklung aus der gesellschaftlichen Festigung der alttschechischen Stammesverfassung herausgewachsen, sondern ist das Ergebnis einer Fülle von Faktoren der sozialen und ethnischen Umschichtungen im Gefolge der Awarenvorstöße nach Mitteleuropa und der Berührung der böhmischen Slawen mit der germanisch-fränkischen Welt im Westen.

In diese noch nicht abgeschlossene Entwicklung sehr loser Herrschaftsbildung, die zwar nach dem Zeugnis der Quellen zu einer beachtlichen Machtkonzentration von allerdings nur vorübergehender Dauer im böhmisch-mährischen Bereich geführt hatte, greift das fränkische Reich Karls des Großen als die größere und ältere Herrschaftsbildung, allerdings auch als die wenigstens zeitweise überlegene militärische Macht ein. Mit ihr tritt in den Gesichtskreis der Slawen Böhmens, die unter zahlreichen

Stammesfürsten stehend noch nicht zu politischer Einheit zusammengewachsen waren, ein neuer Typ des Herrschertums, so daß der Name Karls = tschechisch král als Name für den König schlechthin in die tschechische wie in die übrigen slawischen Sprachen eingegangen ist.

Die Auseinandersetzung mit dem fränkischen Westen war in Böhmen wie in Mähren eine politisch-kriegerische und eine religiös-kirchliche. Das 9. und 10. Jahrhundert formten im Innern Böhmens zwei Herrschaftsbildungen aus der Vielzahl der Stammesgaue, das Prager Fürstentum der Přemysliden und das Fürstentum der Slawniker oder Slawnikinger in Libitz.

Zugleich setzte am Nordostrande der Sudeten und östlich Mährens der Zusammenprall der böhmischen Herrschaftsbildung der Přemysliden mit der zweiten großen slawischen Staatsbildung in Mitteleuropa, mit Polen, ein. Wohl in diesen Zusammenhang gehört die Ausrottung der Slawniker, die eben erst dem 973 errichteten landeseigenen Bistum Prag den ersten tschechischen Bischof, den heiligen Adalbert, gestellt hatten, und die Vernichtung ihrer Herrschaft und deren Einverleibung in das nordböhmische Fürstentum der Přemysliden. Damit gewinnt das Prager Herzogtum, das schon gut zwei Menschenalter zuvor, dem katholischen Abendland den ersten slawischen Heiligen, den heiligen Wenzel, schenkend, eine besondere kirchenpolitische Weihe erhalten hatte, am Ende des 10. Jahrhunderts, 995, an innerer und äußerer Kraft und Geschlossenheit.

In den Auseinandersetzungen des přemyslidischen Böhmen mit den polnischen Piasten geht es zunächst um die Sammlung der slawischen Einzelstämme, bald aber auch schon um großräumige Machtbildungen. Die Eroberung ganz Böhmens und Mährens durch den Herzog Boleslaw Chrobry von Polen 1003 hat jedoch trotz der bedrohlichen slawischen Konzentration im Osten des deutschen Königreiches in Böhmen nur episodische Bedeutung gehabt. Zwischen Polen und dem deutschen Königreich gelang es um 1020 dem Sohne des böhmischen Herzogs Udalrich, dem späteren Herzog Břetislaw I., Mähren für die Přemysliden zu erobern, vielleicht nicht ohne Duldung, ja wenigstens moralische Unterstützung Kaiser Heinrichs II. Von da an hat Mähren, wenn auch später unter Zugehörigkeit zum territorialen Machtbereich des Prager Herzogs, eine eigentümliche Sonderstellung als eine Art böhmisches Nebenland behauptet, wie sie schon bei den Söhnen Břetislaws, Konrad I. und Otto I., den Begründern der mährischen Linien des přemyslidischen Hauses zum Ausdruck kommt und weitgehende Rückwirkungen auf das Erbrecht der Dynastie, das Seniorat, gehabt hat.

Als Břetislaw I. zum Herzog erhoben worden war, scheint er die zeitweise innere Schwäche des polnischen Fürstentums haben benützen zu wollen, um den Versuch Boleslaw Chrobrys einer Zusammenfassung beider Herrschaftsbildungen in Böhmen und Polen zu einem slawischen Großreich, diesesmal von Böhmen aus, zu wiederholen. König Heinrich III. trat dem Böhmenherzog tatkräftig entgegen und zwang ihn zur bedingungslosen Anerkennung der deutschen Oberhoheit und zum Verzicht auf den wesentlichen Teil seiner gegen die Polen errungenen Erfolge.

Das Jahr 1041, in dem dies geschah, bedeutet einen Einschnitt in den Beziehungen Böhmens zum deutschen König. Waren die ersten hundert Jahre der Lehnshoheit des deutschen Königs über den böhmischen Herzog erfüllt von Kämpfen um die Festigung dieses Lehnsbandes aus seinen vasallischen Anfängen heraus, war die Ein- und

Absetzung böhmischer Herzöge im Schwanken des Senioratsanspruches einzelner böhmischer Prinzen in der Hand starker deutscher Herrscher wie Konrads II. zeitweise eine wirksame politische Waffe bei der Durchsetzung der Lehnshoheit, so blieb die Lehnsherrschaft des deutschen Königs seit 1041 grundsätzlich unangetastet und unbestritten. Heerfolge und Hoftagspflicht, die erstere auch aus landrechtlichen Wurzeln entstanden und nachweisbar, wurden durch mehr als zwei Jahrhunderte bis zum Interregnum geleistet.

Die tschechische Geschichtsschreibung hat mit wenigen Ausnahmen seit Palacky immer wieder darauf hingewiesen, daß die innere Unabhängigkeit Böhmens und der volle Besitz des Herzogs an innerer und äußerer Gewalt beweise, daß das Lehnsband eine rein persönliche Bindung des böhmischen Fürsten an den römischen König oder vielmehr, wie man meint, an den Kaiser bedeute, das nichts über eine Eingliederung des böhmischen Herzogtums in den Herrschaftsverband des deutschen Königtums, das regnum, aussage. Das scheint uns allerdings dadurch bestätigt zu werden, daß der Herzog von Böhmen 1085 und 1158 allein durch kaiserliche Machtvollkommenheit ohne päpstliche Mitwirkung zum König erhoben wurde, im zweiten Falle, was meist übersehen wird, nach der darüber erhaltenen Urkunde sogar für sich und seine Nachfolger auf ewige Zeiten, was die Deutung einer zeitlich befristeten Königserhebung ad personam für Wladislaw II. ausschließt. Gerade diese Rangerhöhung, die Herrscher und Land erwiesen und schon 1158 nach dem Willen Kaiser Friedrich Barbarossas, endgültig dann 1198 durch Philipp von Schwaben zur Erblichkeit gesteigert wurde, ist in der tschechischen Geschichtsschreibung als Beweis für die allein kaiserliche, nicht königliche Oberherrschaft über Böhmen angesehen worden. Selbst Jaroslav Goll hat sich hier nicht eindeutig im Sinne der letzteren Auffassung ausgesprochen, wenn er bei der starken gegenseitigen Durchdringung der Idee von deutschem Königtum und römischem Kaisertum unter den Staufern so formuliert hat, daß er es durchaus nicht für geraten oder passend halte, die Wirklichkeit herabzusetzen oder zu verbergen, wonach der böhmische Staat in der Vergangenheit ein Glied der größten Formation der mittelalterlichen lateinischen Welt, nämlich des Heiligen Römischen Reiches, war. Gewiß hat er damit Recht gehabt. Aber es war der deutsche Teil des Imperiums, dessen Glied Böhmen war, wie sich Wenzel I. im 13. Jahrhundert in mehreren Urkunden als Mitglied der vormundschaftlichen Regierung für König Konrad IV. ausdrücklich als procurator sacri per Germaniam imperii, Verweser des heiligen Reiches in deutschen Landen, bezeichnet hat.

Mindestens seit dem Jahre 1099, vielleicht schon seit 1081 oder 1076 war der Herzog von Böhmen überdies landrechtlich Reichsfürst im Sinne der von Julius Ficker entwickelten Lehre vom älteren Reichsfürstenstande. Gleichgültig ob man diese heute vielfach verlassene Auffassung Fickers teilt oder nicht, d. h. ob man die Gruppe dieser Fürsten als einen eigenen abgrenzbaren Stand oder nur als eine politisch-soziologische Gruppe besonders hervorragender Großer ansieht, man wird den immer wiederkehrenden Terminus princeps regni für den Böhmenherzog kaum anders als mit: Fürst des (deutschen) Königreiches übersetzen können. Die Tatsache, daß der Herzog vor das Hofgericht des deutschen Königs gefordert und dort nach Landrecht geächtet, nicht nur zum Verlust des Herzogtums nach Lehnrecht verurteilt werden konnte, ist ein entscheidender Tatbestand. Dabei hat sich ein Fall aus der Zeit Friedrich Barbarossas feststellen lassen, bei dem das Verfahren gegen Herzog Soběslaw II. 1177/78

in genau den gleichen reichsrechtlichen Formen sowohl nach Landrecht wie nach Lehnrecht abläuft wie der berühmte Prozeß gegen Heinrich den Löwen von 1180. Der deutsche König konnte auch auf böhmischer Erde Reichstag und Gericht über den Herzog des Landes halten, wenn er auch den Königsumritt beim Regierungsantritt nicht durch Böhmen nahm und keine weiteren königlichen Rechte in Böhmen übte. Böhmen war kein dûidsch land im Sinne des Sachsenspiegels, kein deutsches Land im Sinne von deutsches Stammesgebiet, aber es war ein Herzogtum des deutschen Königreiches, diesem eingegliedert, nicht nur lose angeschlossen. Es war kein deutsches Stammesherzogtum, wurde aber in mancher Hinsicht wie ein solches behandelt, blieb allerdings ein eigentümliches Herrschaftsgebilde, dessen frühe Ansätze zur Territorialisierung der Herrschaft gegenüber der erst späteren Territorialisierung der deutschen Herzogtümer auffällt.

In den Zeugenreihen der deutschen Kaiser- und Königsurkunden erscheint der Herzog von Böhmen in der Reihe der Herzöge unter den Fürsten des deutschen Königreiches, nach 1180 unter den Angehörigen des (sogen. jüngeren) Reichsfürstenstandes im strengen Rechtssinne. Er war Erzschenk des deutschen Königs seit 1114 und gehörte seit dem 13. Jahrhundert zu dessen Wählern. Auch das ist eine Stellung in der Verfassung des deutschen Königreiches, die über die lehnrechtlichen Grundlagen des Reichsfürstenstandes hinausreicht.

Der zur erblichen Königswürde aufgestiegene Böhmenfürst wurde vom hervorragenden Mainzer Erzbischof, dem deutschen Primas, gekrönt. Das böhmische Bistum Prag und bald auch das mährische von Olmütz gehörten zur Mainzer Kirchenprovinz und blieben in ihr, auch als ihre Bischöfe das Recht der Investitur durch den deutschen König verloren und 1198 zu böhmischen bzw. mährischen Landesbischöfen wurden. Bis dahin aber genossen sie trotz der Ernennung durch den Herzog oder König in Prag auf Grund der Investitur durch den deutschen Herrscher reichsfürstliche Stellung.

Die Lage Mährens ist durch seinen schon erwähnten Charakter als eines Nebengebietes přemyslidischer Herrschaft gekennzeichnet. Selbständiges Gewicht hat es vor allem durch den dort stärker und früher als in Böhmen spürbaren Einfluß des deutschen Rechts, vor allem auch im Erbrecht der Primogenitur der mährischen Nebenlinien des Přemyslidenhauses. Das hat dann Rückwirkungen auf die Auffassung von der Erbberechtigung der mährischen Teilfürsten in Böhmen. Daß diese Rivalität überhaupt angesichts des zwar nicht, wie der böhmische Chronist Cosmas meinte, durch ein Gesetz Břetislaws I., aber doch nach altem Recht üblichen Grundsatz der sog. Senioratserbfolge auftreten konnte, erklärt sich aus einer unterschiedlichen Auffassung über das Wesen des Seniorats. Die eine Auffassung sah die Nachkommen Konrads I. von Mähren-Brünn und Ottos I. von Mähren-Olmütz als abgeschichtete Linien des Hauses an und beschränkte das Seniorat in Böhmen auf die Nachkommen des 1085 ad personam zum König erhobenen Wratislaw II. Gerade wohl unter Hinweis auf das anders geartete Erbrecht innerhalb der mährischen Teilfürstentümer konnte diese Auffassung überhaupt aufkommen. Die andere, sich schließlich durchsetzende Ansicht faßte das gesamte Geschlecht der Přemysliden als eine Einheit auf und sprach demjenigen das Seniorat und damit die Erbfolge in das Prager Herzogtum zu, der bei Eintritt des Erbfalles der an Jahren älteste aller männlichen Angehörigen des Geschlechtes war. Hierin sehe ich zugleich den Schlüssel für die zahl-

reichen, aus den Quellen oft nur unklar zu begründenden Erbstreitigkeiten der böhmischen Dynastie. — Besonderes Gewicht erlangt Mähren um 1182 durch die Erhebung zu einer Markgrafschaft des deutschen Königreiches. Allerdings vermochte das Land diese Stellung auf die Dauer nicht eindeutig zu behaupten und verblieb in einer eigentümlichen Schwebelage zwischen einem Nebenland Böhmens unter der territorialen Oberhoheit des Prager Herzogs und einem Reichsfürstentum. Sein Markgraf blieb aber, wie die Titulatur der Urkunden eindeutig beweist, Reichsfürst.
Das deutsche Königreich war der nationale Kern des mittelalterlichen Imperiums. Diesem Kerngebiet und seinem Herrscher waren Böhmen und Mähren verbunden. Der Inhalt dieses verfassungsrechtlichen Verhältnisses bleibt im Wesentlichen der gleiche, wenn auch politische Wandlungen die einzelnen Züge zu verschiedenen Zeiten verschieden stark haben deutlich werden lassen. Die Differenzierung dieses Verhältnisses gegenüber den deutschen Herzogtümern liegt in der landrechtlich weit weniger starken Erfassung durch das deutsche Königtum, ja in einer völligen inneren Unabhängigkeit seiner Fürsten. So konnte das Lehnsband als reine Übertragung der Würde oder des Amtes eines Herzogs von Böhmen aufgefaßt werden, die das Land und das tschechische Volk nicht gebunden habe. Aber nur der galt als rechtmäßiger Herzog, der die Konfirmation durch die Belehnung vom deutschen König neben der Nomination durch den Vorgänger im Herzogtum und neben der Wahl durch die böhmischen Großen erlangt hatte. Ja, in besonderen Fällen hat der deutsche Herrscher sogar Strafgewalt nach Reichsrecht über die böhmischen Großen selbst geübt. Und wenn man die böhmischen Quellen näher ansieht, so ist für sie gerade der römische Kaiser auch ein Kaiser der Deutschen, der imperator Teutonicorum, der zum Kaiser gekrönte deutsche König, der aber schon vor der Kaiserkrönung der Lehnsherr des böhmischen Herzogs ist.
Das große böhmische Privileg von 1198/1212, die sogenannte sizilische Goldene Bulle, sagt: das gesamte Volk der Böhmen hat von alters her dem Römischen Reiche Treue und Ergebenheit bewiesen. Und die Urkunde fügt hinzu: daß, wenn jemand von ihnen (den Böhmen) selbst zum König gewählt sein wird, er zu uns (dem gewählten Römischen Kaiser) oder zu unserem jeweiligen Nachfolger kommen möge, um die Regalien schuldigerweise (nach Lehnrecht) zu empfangen. Was dabei unter dem imperium Romanum und unter dem imperator Romanorum electus in der Zeit Friedrichs II. von Hohenstaufen zu verstehen ist, das sagt der Kaiser selbst in der gleichen Urkunde, wenn er besonders hervorhebt, Otaker Přemysl I. habe ihn von Anfang an unter anderen Reichsfürsten in besonderer Weise vor den übrigen in imperatorem gewählt. Diese Stelle bezieht sich auf die Wahl Friedrichs II. in Nürnberg 1211 und bezeichnet keine sogenannte „Kaiserwahl", sondern die deutsche Königswahl. Bei der fast völligen gegenseitigen Durchdringung von deutschem Königtum und römischem Kaisertum unter den Staufern ist also die Stellung des deutschen Königtums zu Böhmen im Kern unverändert.
Dieser hier nur im großen Überblick gegebenen Auffassung vom rechtlichen Wesen des Verhältnisses Böhmens (und Mährens) zum Reich, und zwar zum deutschen Königreich als dem Kern der Kaiserherrschaft des hohen Mittelalters, die aus den Quellen zu erarbeiten versucht worden ist, tritt die neueste tschechische Auffassung in der Untersuchung Fialas entgegen, ohne auf mein Buch, das Fiala bei Abfassung seiner Arbeit wohl noch kaum vorgelegen haben kann, ausdrücklich Bezug zu neh-

men. Allerdings zitiert er eine kleinere frühere Arbeit von mir in einer ihrem Umfang entsprechend auffallend ausführlichen Weise. Ich versage es mir hier, darauf im Rahmen dieses Überblicks näher einzugehen, obwohl die Art und Weise der Behandlung meines Gegenstandes durch Fiala mich dazu reizen würde. Vielleicht hole ich es an anderer Stelle in größerem Zusammenhange nach. Hier möchte ich nur die neueste tschechische Ansicht zu unserem Hauptthema kurz referieren.

Ausgangspunkt ist die ausgesprochene Absicht, alle für das hier behandelte Thema einschlägigen Quellen völlig neu zu werten und damit zu einer neuen Deutung der ganzen Frage zu gelangen. Dabei gehe ich allein auf die eine nur am Anfang kurz behandelte Frage nicht ein, nämlich auf die marxistisch-leninistische Theorie vom Wesen des Staates, von der Fiala ausgeht. Die wirklich wesentlichen Aussagen seiner Arbeit fallen vielmehr so nebenbei, wenn er z. B. bemerkt, daß die Herrschaftsbildung in Böhmen überhaupt nicht von irgendeinem wesentlichen Einfluß oder Vorbild des fränkischen oder später des deutschen Herrschaftsbereichs berührt worden sein könne.

Zunächst einmal leugnet Fiala, gestützt auf Josef Kalousek und gegenüber Wenzel Wladivoj Tomek die Tatsache, daß die Tributpflicht Böhmens mit einer Abhängigkeit vom fränkischen oder deutschen Reiche irgendetwas zu tun habe. Sodann aber versucht er, verbunden mit einer Kritik der bisherigen tschechischen Geschichtsschreibung und besonders gegen die Schule Golls und das große historische Werk Václav Novotnýs auch grundsätzlich die Auffassung von der Lehnsabhängigkeit Böhmens vom deutschen Königtum anzuzweifeln. Allerdings bemüht sich die Darstellung dort um eine gewisse Sachlichkeit, wo etwa Václav Vaněček über das Ziel hinausschießend in den Beziehungen des Přemyslidenstaates zum Reiche überhaupt nichts von Recht sondern nur Gewalt, also reine Machtfragen erblicken wollte.

Offensichtlich liegen die Wurzeln des mittelalterlichen Verhältnisses Böhmens zum Reich auch für Fiala in der Zeit Karls des Großen, auch wenn man ihm nicht zustimmen kann, daß in der vorkarolingischen Periode kein einziges Quellenzeugnis auch nur von fränkischen Ansprüchen auf böhmische oder mährische Gebiete verläßlich berichte. Aus der einzigen Quelle für diese frühe Zeit, aus Fredegar, ließe sich immerhin einiges herauslesen, was die Behauptung Fialas nicht ganz so sicher macht. Auch die frühgeschichtlichen Bodenfunde des 7. und 8. Jahrhunderts aus Böhmen und Mähren vermögen keine eindeutige Klärung der Sachlage in der einen oder anderen Richtung zu geben.

Wie dem auch sei, jedenfalls möchte Fiala auch für die karolingische Zeit eine Reihe von Quellenstellen ausgeschaltet wissen, die auch nach 817 noch die Tributleistung böhmischer (und mährischer) Slawenstämme mindestens hoch wahrscheinlich machen. Immerhin kann man zugeben, daß nach 822 die Verhältnisse sich zu einer Loslösung aus der tributären Abhängigkeit hin entwickeln, so daß erst nach 843 eine neue Periode beginnt, die um 845 mit der wahrscheinlich in Regensburg erfolgten Taufe von vierzehn böhmischen Stammeshäuptlingen eine besondere Wendung nimmt. Es ist sehr bezeichnend, daß Fiala dieses Ereignis von größter Bedeutung nur nebenbei erwähnt und in seinem Gewicht abmindert, was leider, m. E. zu Unrecht, Helmut Preidel schon früher getan hat. Fiala überbewertet daher die Niederlage des Heeres Ludwigs des Deutschen in Böhmen im Jahre 849.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß hinter dem Versuch einer neuen Bewertung der

Quellen nicht viel mehr steckt als neben dem Einrennen offener Türen die systematische Nichtbeachtung weniger eindeutiger Zeugnisse und die Interpretation aller direkten Aussagen unter dem Gesichtspunkt, daß ja die fränkischen Quellen grundsätzlich Schönfärberei betreiben und man im Zweifel für die völlige Unabhängigkeit der böhmischen und mährischen Stämme entscheiden muß. Im Ganzen sind die Ergebnisse Fialas garnicht so neu wie er sie ausgibt, wenn man von gelegentlichen Überspitzungen absieht. Die Schlüsse, die dabei noch e silentio gezogen werden, sind eine Sache für sich.

Die Fragestellung Fialas konzentriert sich bezüglich des sogenannten Großmährischen Reiches dann darauf nachzuweisen, daß es keine Tributpflicht und keine vasallische Abhängigkeit vom ostfränkischen Reich gegeben habe. Das ist, bei aller Anerkennung der mehr als in späteren Zeiten von reinen Machtverhältnissen abhängigen Dauer solcher Institute, in dieser eindeutigen Behauptung sicher unrichtig. Dagegen spricht schon die in Böhmen durch Cosmas selbst bezeugte karolingische Tradition über Herkunft und Alter des Tribut- und Lehnsverhältnisses, die ohne zeitliche Zwischenstufen, wenn auch mit starken Schwankungen, kaum verständlich wäre. Jedenfalls ist der richtige Hinweis auf eine bezeugte, aber sicher nur vorübergehende sächsische Tributpflicht gegenüber dem Großmährischen Reich kein schlüssiger Beweis, daß deshalb der nur zweimal erwähnte Tribut Mährens gegenüber den Ostfranken, wenn überhaupt, so eben nur in diesen beiden Fällen geleistet worden sei.

Wenn Fiala den ersten Teil seiner Untersuchung mit der Feststellung schließt: „Das großmährische Reich war von seinen Anfängen an bis zum Tode Svatopluks ein vom Ostfränkischen (oder schon Deutschen) Reiche unabhängiger Staat. Unter Berücksichtigung anderer sozialer und staatspolitischer Verhältnisse, die damals in böhmischem Gebiet bestanden, gilt dasselbe auch für die böhmischen Stämme", so möchte ich die letzte Aussage dahin einschränken, daß uns die Quellen darüber garnichts sagen, was diese Behauptung widerlegen, aber auch nichts, was sie stützen könnte. Was aber die Unabhängigkeit des mährischen Herrschaftsbereiches anbetrifft (das Wort „Staat" möchte ich für diese frühe Zeit auf das Großmährische Reich nur mit Vorsicht verwenden), so trifft Fialas Feststellung nur insoweit zu, als man die fränkischen Versuche der Errichtung einer Oberhoheit als gescheitert ansieht, was aber nicht für die gesamte Dauer der mährischen Herrschaftsbildung zutrifft, zumal wenn man berücksichtigt, daß gerade ein Vergleich mit dem Fürstentum des Přibina, den Fiala heranzieht, zeigt, daß es verschiedene Formen und Abstufungen von Abhängigkeit geben kann.

Aus einer Bemerkung, die wie vieles bei Fiala auch nur so nebenbei fällt und zwar in Bezug auf das Vasallenverhältnis der böhmischen Stammesfürsten zum ostfränkisch-deutschen Reich zwischen 895 und 922, kann man seine grundsätzliche Einstellung zum Begriff „Abhängigkeit" entnehmen. Er sieht darin weniger ein rechtlich irgendwie geordnetes Verhältnis von Herrschaft, ohne die ein Zusammenleben nicht nur von Menschen sondern auch von menschlichen Verbänden undenkbar ist, und das seinen Ausdruck in hegemonialen „staatsrechtlich" oder „völkerrechtlich" gestalteten Über- und Unterordnungen findet, sondern grundsätzlich etwas vom Standpunkt des modernen souveränen Nationalstaates aus Bedrückendes, auf gewaltsame Unterwerfung und Niederhaltung Gerichtetes. Das ist aber, wie er selbst mehrfach betont, garnicht das Wesen des Tributs und auch nicht das Wesen eines vasallischen

Treuverhältnisses, die auf Vertrag und Übereinkunft zur Ausschließung von Gewalt beruhen. Das Wesen der mittelalterlichen Herrschaft ist vor allem Autorität und wirkliche Macht, die anerkannt wird. Das sollte nicht mit Gewalt im Sinne von unrechtem Zwang verwechselt werden.

Auch Fiala ist nicht entgangen, daß die Tributpflicht des Herzogtums Böhmen immerhin so bezeugt ist, daß man sie nicht schlechthin ableugnen kann. Er bestreitet nur ihren institutionellen Charakter als Ausdruck irgendeiner herrschaftsrechtlichen Beziehung zum deutschen König, dem der Tribut geschuldet wurde. Als Ende der Tributpflicht nimmt er die Regierungszeit Břetislaws I. an, worüber sich reden läßt, obwohl ich aus mancherlei Gründen dazu neige, sie erst mit der Königserhebung Wratislaws II. enden zu lassen. Der Unterschied dieser Datierung beträgt aber nur etwa 40 bis 50 Jahre, wenn man die Dauer des Tributs bis dahin auf mindestens 100 Jahre veranschlagt, eine Zeitspanne, die noch im Bereich der Möglichkeit liegt. Anders sieht es mit der Belehnung und ihrer Beurteilung durch Fiala aus. Seine Haltung zu den Quellen ist außergewöhnlich zurückhaltend; wo nur ein leiser Zweifel möglich scheint, versucht er die tatsächlich erfolgte oder doch aus dem Zusammenhang zu vermutende Kommendation, die ältere Form des Treueides, zu bestreiten. Erst in dem Augenblick, als ganz unzweifelhaft klar in den Quellen die reichsfürstliche Stellung des Böhmenherzogs hervortritt, bei der Fahnenbelehnung von 1099, will er wenigstens anerkennen, „daß seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts" (warum eigentlich nicht seit dem Ende des 11. Jahrhunderts?) „die böhmischen Herzöge von den deutschen Herrschern bestätigt wurden", wobei er in der Belehnung eine bloße Form dieser Bestätigung sieht, obwohl kein Herzog sich in Böhmen behaupten konnte, der nicht nach der eigenständigen Wahl durch die Großen und eventueller vorheriger Nomination durch den Vorgänger in Form eines vermutlich bindenden Wahlvorschlages die Konfirmation durch den deutschen König erlangt hatte. Ich finde es also unrichtig zu sagen, „die kaiserliche (richtig wäre, königliche) Bestätigung" habe „keine entscheidende Bedeutung für den Regierungsantritt im böhmischen Staate" gehabt. Irgendeine Bedeutung hatte sie übrigens also doch!

Über den angeblichen Versuch Lothars von Supplinburg, die Stellung des deutschen Herrschers gegenüber der Wahl des böhmischen Herzogs und seinem eigenen Konfirmationsrecht zu verbessern, wie sie uns die Cosmas-Fortsetzung des sogen. Mönchs von Sazawa überliefert hat, habe ich in der Hugelmann-Festschrift 1959 einen eigenen Aufsatz veröffentlicht, in dem ich meine schon kurz vorher angedeutete Ansicht über die wahre Bedeutung dieser Stelle ausführlich begründet habe. Ich beschränke mich hier auf den Hinweis, daß damit die Ausführungen Fialas zu diesem Punkte und seine Folgerungen ein ganz anderes Gesicht erhalten.

Wenn Fiala dann in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Versuch des Reiches festzustellen glaubt, das Herzogtum Böhmen auf die Stufe eines Reichslehens „herunterzudrücken", so muß man ihm entgegenhalten, daß dieses Bild nur dadurch anscheinend zustandekommt, daß erst jetzt überhaupt Deutschland durch die Staufer zum Lehnsstaat fortgebildet wird, die lehnrechtlichen Züge im Verhältnis Böhmens zum Reich also stärker und besser bezeugt sind. Die Absetzung Soběslaws II. wird von Fiala völlig falsch gedeutet und in ihrem rechtsgeschichtlich bedeutsamen Gehalt als Beispiel eines politischen Fürstenprozesses nach Land- und Lehnrecht verkannt. Auch verkennt er weiter die Stellung Mährens, dessen Charakter

als böhmisches Nebenland bis 1182 und bis zu einem gewissen Grade darüber hinaus nicht auf einer Lehnsabhängigkeit vom böhmischen Herzog beruhte, sondern auf přemyslidischem Hausrecht, dem nach 1182 das Reichslehnrecht gegenübertrat. Hier und im Folgenden zeigt sich die völlig andere als die übliche Auffassung vom Wesen des Lehnrechts, die nicht die Idee der Leihe, sondern die Vorstellung „feudaler Abhängigkeit" als einer Beschränkung der Verfügungsgewalt über Land und Leute zum Gegenstand hat, wie sie allerdings bei den mährischen Linien der Přemysliden eben als Ausfluß des Familiengutes bestanden hat.

In ähnlicher Art, nämlich mit dem Bestreben, das staatsrechtliche Verhältnis Böhmens und Mährens zum Reich möglichst lose und von möglichst kurzer Dauer erscheinen zu lassen, die für diese These verwendbaren Quellen herauszustellen, die entgegenstehenden in ihrer Bedeutung abzuschwächen oder ihren Wahrheitsgehalt in Zweifel zu ziehen, behandelt Fiala die böhmischen Königserhebungen, die Vorgeschichte der böhmischen Kurstimme, die Stellung der Bischöfe von Prag und Olmütz und die Rechte der Kaiser in Böhmen (richtiger: der deutschen Könige) und gesondert nach mehrmaligen vorherigen Erörterungen die Bedeutung des böhmischen Privilegs von 1212.

Das entscheidende Argument, das auch gelegentlich von Fiala auf das Verhältnis Böhmens zum Reiche angewandt wird, welches man der von mir vertretenen rechtsgeschichtlichen Auffassung entgegenzuhalten pflegt, ist das, daß die verwendeten Termini des Lehnrechts dem Wesen der wirklichen Verhältnisse hinsichtlich Macht und Einfluß beider Mächte und ihrer Repräsentanten, des böhmischen Herzog-Königs und des deutschen König-Kaisers, nicht entsprächen. Es ist zweifellos richtig, daß es nicht immer und jedenfalls nicht zwischen 1198 und 1212 die Stärke des deutschen Königs war, die Böhmen im Verbande des Reiches hielt, wenn man entgegen der Anschauung Fialas diese Beziehung als eine staatsrechtliche überhaupt anerkennt. Im Gegenteil hat das Interesse des böhmischen Königs hier wie auch bei anderen Gelegenheiten in späterer Zeit, z. T. im Gegensatz zum böhmischen Adel, das Verbleiben im Reichsverband entschieden. Aber diese Feststellung ändert ja nichts an der Tatsache der staatsrechtlichen Eingliederung an sich. Die Entwicklung dieses Verhältnisses, wie sie durch die sizilische Goldene Bulle von 1212 dargestellt und anerkannt wird, verläuft durchaus nicht so einmalig und speziell für den böhmischen Fall bezeichnend, wie manchmal gesagt wird. Man muß schon den Gesamtkomplex der Grenzräume des mittelalterlichen deutschen Königreiches überblicken, um an den Parallelbeispielen Österreichs, der ins deutsche regnum gezogenen Reststücke Burgunds, der Eidgenossen, Lothringens und anderer Gebiete die Vielfältigkeit möglicher Sonderbildungen im Rahmen des Reiches verstehen und richtig einordnen zu können.

Nach einem schönen Wort Hermann Heimpels ist mittelalterliche Geschichte (in all ihren Bereichen), zugespitzt gesagt, Rechtsgeschichte. Deshalb vermag ich in einer solchen rechtsgeschichtlichen Betrachtung bei voller Würdigung der historischen Dynamik, aber auch bei entsprechender Beachtung der den Verfassungsinstitutionen, wenn sie erst einmal ins Leben getreten sind, natürlich innewohnenden Statik, ihres Beharrungsvermögens, ihres konservativen und konservierenden Charakters weder einen bloßen Formalismus noch etwas Gekünsteltes zu sehen. Ich wollte nur zeigen, daß Rechtsnormen sich nicht nur unter dem Einfluß politischer und sozialer Bedin-

gungen und Wandlungen bilden und verändern, sondern daß die so geschaffenen Normen auch wieder auf den geschichtlichen Ablauf der Dinge zurückwirken, um das Recht dem Sinn der Geschichte gemäß zu verwirklichen. Das Recht selbst ist eine Macht, die freilich jenseits reiner Gewalt auch im Ablauf der Verhältnisse der Völker untereinander im Streitentscheid sittliche Werte zu verwirklichen bestimmt ist. In einer vorurteilsfreien Anerkennung des Vorhandenseins mittelalterlichen Nationalitätenrechts und der in diesem Rahmen verwirklichten Eingliederung des ganzen Volkes der Tschechen in einen übergreifenden, aber vom deutschen Volke vorzugsweise getragenen nationalen Staat bei völliger innerer Autonomie Böhmens als einer unter mehreren möglichen Lösungen des deutsch-tschechischen Verhältnisses liegt eine Voraussetzung für die gegenseitige Achtung der beiden Völker auch in der Gegenwart. Weder Klassenideologien noch ein Nationalismus im Stile des 19. Jahrhunderts vermögen historische Tatsachen hinwegzudisputieren[2]).

Bohemia, Moravia and the Reich in the Middle Ages / *(Synopsis)*

Recently two books came out here almost at the same time, both of them dealing with the above theme:
Wilhelm Wegener, Böhmen, Mähren und das Reich im Hochmittelalter, Untersuchungen zur staatsrechtlichen Stellung Böhmens und Mährens im Deutschen Reich; 919 - 1253, Köln - Graz 1959 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Band 5); and
Zdeněk Fiala, Vztah českého státu k německé říši do počátku 13. století (Podle kritiky pramenů), in Sborník historický VI, 1959, pages 23 - 88 (The relations of the

---

[2]) Nach Drucklegung dieses Überblicks kommt mir soeben die umfangreiche Rezension Zd. Fialas über mein in Anm. 1 genanntes Buch im Československý Časopis historický 8, 1960 (Heft 2), S. 176 - 185 zur Kenntnis. Die Redaktion dieser Zeitschrift hat ihr die bezeichnende Überschrift gegeben: Revanšistiká kniha o poměru českého státu k středověké říši [Ein revanchistisches Buch über das Verhältnis des tschechischen Staates zum mittelalterlichen Reich]. Gleich zu Eingang der Besprechung bezeichnet Fiala meine Untersuchngen als repräsentativ für die „westdeutsche bourgeoise-nationalistische revanchistische Geschichtsschreibung" [západoněmecké buržoasněnacionalistické revanšistické historiografie]. Eine mir günstige Rezension von Heinz Zatscheck in den MIÖG 67, 1959, S. 398 bringt dem Rezensenten (S. 185, Anm. 32) die Kennzeichnung als „deutscher chauvinistischer Historiker" [německý šovinistiký historik] ein. Diese keineswegs vereinzelten monströsen Schimpfworte aus dem Sprachschatz östlicher sowjetischer Propaganda berühren mich angesichts anderer, wenn auch kritischer, so doch sachlicher und im wissenschaftlichen Ton gehaltener a u s l ä n d i s c h e r Rezensionen (etwa durch Frederick G. Heymann in der amerikanischen Zeitschrift „Speculum" vol.. XXXV (1), 1960 (Jan.), S. 160 - 164) und bei der überwiegend zustimmenden Besprechung durch die d e u t s c h e Wissenschaft nicht. Auf den sachlichen Gehalt der Rezension von Fiala werde ich später an anderer Stelle zurückkommen.

Bohemian state to the German Reich up to the beginning of the 13th century (as based on research into the original sources). With a Russian and a German summary, pages 89 - 91 and 92 - 95 respectively).

Our very complex problem can be dealt with either from a point of view stressing the dynamic development of political trends; or stress may be laid on the institutional character of political conditions governed by political law. It is true, the middle ages do not know of a "constitution" in the formal sense of the word; they do, however, know of functioning constitutional institutions. Can we speak of a "state" in the middle ages, and can we approach the problems of the administrative units of those times by using notions of modern political law? Georg von Below, Friedrich Keutgen, and Heinrich Mitteis have taught the German historians to interpret the Regnum as the German state of the middle ages. Here the author contents himself with pointing out that in using such words as "state" or "national state" we must keep clear of the meaning given to these words later, say in the 19th century, and that we must try to find the meaning they had in the times dealt with; his teacher Karl Gottfried Hugelmann seems to him to have cleared up terminology here, he is going to use it. After these introductory remarks the author sums up his inquiries. Bohemia and Moravia are by no means so isolated in the middle ages as the word of the "Bohemian fortress" might make us think. Though the forests along the frontiers as well as the river basins may have partly weakened the connections between the border districts on either side of the political boundaries, Bohemia and wide parts of Moravia are only sectors of the larger Central European unit. These lands can be understood in their political and administrative structures only through their relationship with the dominating German Kingdom, and the roots of those relations go back to the times of the Franconian Empire. Originally Slav political formations of a more transitory character have also been under manifold Franconian and Byzantine influences. The Carolingian epoch created durable foundations which proved strong enough to enable the first king of the German Regnum, Heinrich I, to renew the ties of supremacy.

From the beginning the relationship between Bohemia and the German Kingdom is characterised by a mixture of two elements: the tributary dependency of Bohemia's Slav tribes, and the Bohemian prince's fealty to the German king, out of which feudal ties in the sense of the German feudal law developed. When in 962 Otto the Great transformed Charlemagne's Empire into that of the German emperors, the universal, sacral and transcendental features of German royal dignity were so strongly stressed that many Czech historians, above all Franz Palacky, gould try to interpret the supremacy of the German sovereign over Bohemia as a consequence of that universal or hegemonic concept of imperial dignity.

They are right so far as already in the 10th century the German Kingdom is faced by Czech princely authority fashioned after the pattern of East Franconian kings, but also containing indigenous features of old Czech and Byzantine origin. The latter, however, are not the outcome of a natural development growing out of the old tribal structure, but the result of many factors of which the author mentions the inroads of the Avars into Central Europe and the Bohemian Slav's contact with Teutonic West.

With this still very loose political formation, which, however, for a short time, led

to a considerable concentration of power in Bohemia and Moravia, Charlemagne's older and greater Franconian Empire interferes, and a new type of sovereign makes its appearance in Bohemia; thus the name of Karl (in Czech král) becomes the word meaning "king" in the Czech and the other Slav languages.

The 9th and 10th centuries witnessed two concentrations of political power in Bohemia, the principalitiy of the Premyslids at Prague and the principality of the Slavniks at Libitz. At the same time Premyslidic Bohemia and the other great Slav state, Poland, clashed in the North Eastern Sudeten and in Eastern Moravia. The extinction of the Slavniks, who had supplied the first Czech bishop of the bishopric of Prague, St. Adalbert, and the incorporation of their territory into the Premyslidic principality will have to be seen in this context. Thus the dukedom of Prague, having given the first Slav saint, St. Wenceslas, to the occident two generations ago, wins additional moral and political importance. The conquest of the whole of Bohemia and Moravia by Boleslav Chrobry of Poland in 1003 was only an episode. The son of the Bohemian duke Udalrich, who later became Duke Bretislav I, succeeded in conquering Moravia with the moral support of Emperor Heinrich II. Henceforward Moravia holds a peculiar position as a sort of Bohemia's collateral land, Bretislav's sons Konrad I and Otto I are the founders of the Moravian lines of the Premyslids.

Bretislav I seems to have intended to repeat Boleslav Chrobry's attempt to unite Bohemia and Poland; he met with King Heinrich III's opposition who forced him to acknowledge unconditional German supremacy and to give up the essential part of his gains won in his war against Poland. This happens in 1041, which year marks a turning-point in Bohemia's relationship with the German king. The first hundred years of German feudal supremacy were filled with fights for the strengthening of the feudal ties, e. g. with the nomination and deposition of Bohemian dukes by strong German kings such as Heinrich II. From 1041 onward German feudal supremacy is beyond questioning. Feudal military service and attendance of court-days are rendered through more than 200 years, i. e. till the interregnum.

Since Palacky Czech historiographers, with few exceptions, have pointed out that Bohemia's independence in internal affairs proves those feudal ties to be only a personal commitment of Bohemia's prince to the German king (or, to be more strict, to the German emperor) implying no incorporation of Bohemia into the Regnum The dukes of Bohemia were made kings in virtue of imperial sovereignty without the cooperation of the Pope in 1085 and 1158, in the latter case the elevation being pronounced also for all successors, which was acknowledged by Philipp von Schwaben in 1198. Just the hereditary character of this elevation of prince and country was interpreted by Czech historians as proving only imperial, and not royal, supremacy over Bohemia. Even Jaroslav Goll was not quite unequivocal in this respect. But it was the German part of the Imperium whose part Bohemia was — Wenzel I styled himself procurator sacri per Germaniam imperii when signing documents as a member of King Konrad IV's tutelary government.

At least since 1099, perhaps already since 1081 or 1076 the duke of Bohemia was a prince of the Reich (Reichsfürst) according to Julius Ficker's theory of the older estate of princes, which, however, is not undisputed. But the term "princeps regni" constantly used by the Bohemian dukes cannot be translated otherwise but "Prince

of the (German) Kingdom". The German king's court could outlaw and condemn the Bohemian duke to lose his fief — the case of Duke Sobeslav II in 1177/78 was conducted according exactly the same legal procedure as the famous proceedings against Heinrich der Löwe in 1180. The German king could convene a Reichstag and sit in judgment on the country's duke on Bohemian soil, though he did not make his official progress through Bohemia at his accession to the throne: Bohemia was not a "dudisch land" (German land) in the sense of the Sachsenspiegel, but it was a dukedom integrated into, and not only loosely connected with, the German Kingdom. In the series of witnesses on German imperial and royal documents the duke of Bohemia appears among the princes of the German Kingdom, after 1180 among the members of the younger estate of imperial princes. Since 1180 he was arch-cupbearer to the German king, and since the 13th century he belongs to the electors. The prince of Bohemia, after attaining hereditary royal rank, was crowned by the archbishop of Mainz, the German Primate. The Bohemian bishopric of Prague and the Moravian bishopric of Olmütz belonged to the ecclesiastic province of Mainz.

Moravia's position is characterized by her being a collateral land of the Premyslidic dominion. Here sooner and more strongly the influence of German law is felt, above all in the primogeniture governing succession in the Moravian sidelines of the Premyslides; this principle, in the end, made its way also into the laws of succession in Bohemia, finally the eldest male member of the family in Bohemia and Moravia was entitled to succession. Moravia's rank was raised by becoming a margraviate of the German Kingdom in 1182; she, however, remained in a strange position of suspense between being Bohemia's collateral land under the territorial authority of Prague and being a principality of the Reich. The margrave, however, remained a prince of the Reich, as the titles of the documents prove.

Thus Bohemia and Moravia were allied to the German Kingdom, the national core of the medieval Imperium, and this legal and political relationship remained essentially the same. As compared with German dukedoms, the difference is that the Bohemian princes were entirely independent in internal affairs. But only he was a lawful duke who after being nominated by his predecessor and elected by the Bohemian nobles was confirmed by the German king's investiture. And in special cases, the German king personally exercised his penal power according to Reich law over Bohemian nobles. On close examination, the Bohemian sources show that they consider the Roman emperor to be also the emperor of the Germans, imperator Teutonicorum, i. e. the German king crowned emperor, who already before his being crowned emperor is the feudal overlord of the Bohemian duke. The author deals with the Great Bohemian Privilege, the socalled Sicilian Golden Bull of 1198/1212, and shows by an examination of its wording that the term Imperator Romanus Electus is not used to mean the elected Emperor, but the German king: German kingship and Roman emperorship have almost entirely amalgamated under the Staufers.

In the second part of his essay Wegener reports on Fiala's book mentioned above. The Czech author can hardly have known the reviewer's recent book on the same question. Fiala quotes amply from Wegener's earlier writings, but here Wegener restricts himself to reporting, without going into issues raised thereby; nor does he here deal with the Czech author's Marxist-Leninist theory of the state.

Fiala's starting-point is a new evaluation of all pertinent sources. He is convinced that political formation in our area cannot have been essentially influenced by Franconian and later by German patterns. In agreement with Josef Kalousek and in opposition to Wladivoj Tomek, he denies that Bohemia's tribute has anything to do with dependence on the Franconian or German Empire. Moreover, by criticizing earlier Czech historiography, especially the school of Goll and Novotny's great work, he on principle tries to throw doubt also on Bohemia's feudal dependence on the German Kingdom. He, however, strives for objectivity when dealing with Vaclav Vaněček who can see only power politics and no kind of legality in the relations between the Premyslids' state and the Reich.

Obviously also for Fiala Bohemia's relations to the Reich are rooted in the era of Charlemagne. He is not right, however, in asserting that there is no reliable evidence for Franconian claims to Bohemian or Moravian territories in pre-Carolingian times; the only source of that period, Fredegar, should arouse doubts about his assertion, the relics of the 7th and 8th centuries do not provide an unequivocal answer to our question.

Fiala wants to see a number of sources eliminated which make tributes of Bohemian and Moravian tribes at least highly probable, also after 817. Wegener says he might perhaps agree that after 822 there is a tendency to get rid of the tributary dependence leading up to a new period which culminates in the baptism of 14 Bohemian tribal chiefs in 845, probably at Regensburg. Fiala mentions this very important event only by way of parenthesis and exaggerates the defeat suffered by Ludwig the German's army in Bohemia in 849.

In a similar way all direct evidence is interpreted by Fiala as Franconian window-dressing. His endeavours concentrate on proving that there was no tributary obligation nor vassalage of the Great Moravian Realm. This sweeping assertion made in quite unequivocal terms is certainly unjustified. Cosmas himself gives evidence for the Carolingian tradition of Bohemian tributes, and Fiala's correct reference to the evidenced, but certainly transitory Saxon tribute to the Great Moravian Realm does not prove that the Moravian tribute paid to the East Franconians was, if at all, paid only in the two cases expressly mentioned.

Fiala winds up the first part of his book saying that the Great Moravian Realm from its beginning till Svatopluk's death was a state independent of the East Franconian (or already German) Reich, and that the same can be said of the Bohemian tribes, allowing for different social and political conditions. As to Bohemia, the sources do not say anything in favour or against this assertion. It is true that the Frank's attempts to establish their supremacy over the Moravians failed for a time, but not for the entire life-span of that political formation.

From a remark he passes on the vassalage of Bohemian princes between 895 and 922, his basic concept of "dependence" can be gathered. He sees it not so much as some legal order of authority which is expressed in a hegemonical system of supremacy and subordination, but as submission and oppression, i. e. he sees it from the standpoint of the modern national state. In other places he himself stresses that such was not the character of tribute and vassalage, which were founded on agreement to preclude the use of force.

Fiala has not failed to notice that Bohemia's tributary dependence is so clearly

PETER PARLER „Wenzelstatue", Veitsdom, Prag

evidenced that it cannot be denied. But he denies its institutional character as expression of vassalage to the German king, and thinks that it ends already under Bretislav, whilst Wegener gives it 40 or 50 more years. The two authors differ more widely concerning the investiture of the Bohemian duke. Wherever possible, Fiala calls the "commendation", that older form of the oath of allegiance, in question, and only when the Bohemian duke's rank as a prince of the Reich is quite undeniably established, he acknowledges that the Bohemian dukes were "confirmed" by the German sovereigns. But, as Wegener points out, no Bohemian duke, after being nominated by his predecessor and being chosen by the nobles, managed to hold his position in Bohemia without such confirmation. Concerning Lothar von Supplinburg's alleged attempt to improve the German sovereign's position in matters concerning the election of the Bohemian duke, Wegener refers us to the essay he contributed to the Hugelmann-Festschrift, 1959.

Fiala believes that in the second half of the 12th century an attempt was made by the Reich to "reduce" the dukedom of Bohemia to the level of a fief of the Reich. Wegener points out that such an impression is wrongly created by the fact that only now Germany was transformed into a purely feudal state by the Staufers. He thinks that Fiala entirely misunderstands Sobeslav II's dethronement and that he fails to realize the legal position of Moravia. In a similar way, i. e. always striving to make Bohemia's and Moravia's relationship to the Reich as loose and short — lived as possible by stressing the sources suitable and explaining away those contradicting, Fiala deals with the Bohemian duke's elevation to kingship, the Bohemian electoral vote, the position of the bishops of Prague and Olmütz, the prerogatives of the German emperors (to be more correct: of the German kings) and the importance of the Bohemian Privilege of 1212.

Wegener says that the strongest argument against his own conception, which is occasionally used also by Fiala, is that the terms of feudal law do not correspond to the real power and influence of the two partner states. There is no doubt that not always, and certainly not between 1198 and 1212, it was the German king's power that kept Bohemia inside the Reich; but the Bohemian king's interest determined him to stay inside. All that, however, cannot alter the fact of incorporation in the sense of political law. The trend of development, as it is acknowledged by the Golden Bull of 1212, is in no way singular, there are parallel trends in Austria, the remnants of Burgundy belonging to the Reich, the Swiss Confederation, Lothringia, and other areas, which all make us aware of the great variety of particular formations possible inside the Reich.

According to Professor Heimpel's word, medieval history, in all its spheres, is history of the law. Though appreciating the dynamic character of history, but not neglecting the static character of its institutions, Wegener cannot see artificial formalism in a view based on the history of the law, such as his. The law itself, to him, is a power which strives to realize moral values in the course of events. In the acknowledgment of a medieval law of nations and of the incorporation of the whole Czech nation in a superimposed state, which, though borne by the German nation, admitted of Bohemia's absolute internal autonomy, there is a motive for mutual respect of the two nations also in our times. Neither class ideologies nor a nationalism in the style of the 19th century can argue away historical facts.

Aus meinem Leben

Aus dem Nachlaß Hermann Ullmanns wurden nachfolgende Manuskripte von seiner Gattin freundlicher Weise zur Verfügung gestellt.

Prag

Der erste Weg des jungen deutsch-böhmischen Studenten führte nach Prag zur ehrwürdigen Universität Karls IV., der Prag zum geistigen und sprachlichen Mittelpunkt Deutschlands für ein halbes Jahrhundert gemacht hatte. Aber um 1900 kam man trotz aller heimatlichen Vertrautheit in eine seltsam feindliche Stadt, die alle paar Monate ihren, von den Parlamentsdemagogen arrangierten Wutausbruch gegen alles Deutsche hervorbrachte. In ein Haustor auf den Graben gepreßt, von geschwungenen Stöcken und Fäusten bedroht, mit den Kameraden, deren bunte Mützen eine „Provokace" (ein tschechisches Lieblingswort) bedeuteten, dabei selbst diese Mützen nicht liebend, die viel Phrasennebel und falsches Pathos bedecken mußten, begriff man zum erstenmal, was Massenwahn sei. Ohne alle Möglichkeit, mit den geistig hochstehenden Menschen des andern Volkes als deutscher Student in Fühlung zu kommen, immer von einer krankhaften Massenhysterie umgeben, die ihre Krisen- und Ebbezeiten hatte, sodaß man bald im slawisch-betulichen, humoristischen Kleinbürgeridyll, bald im Rasen des Pöbels lebte, bekam man die Sterbekrisen des müden Österreichs dauernd aus erster Hand zu fühlen und erhielt ein völlig verzerrtes Bild des anderen Volkes, das seine besten Kräfte auf dem Lande hatte, und dessen Halbintelligenz wie überall ein Unglück für das eigene Volk und den Staat, wie schließlich für Europa wurde. Und doch kann diese Stadt niemand vergessen, der sie als junger Mensch in sich aufnahm. Ein Streifzug durch die seither längst „sanierte" Judenstadt mit dem vielhundertjährigen Friedhof, und der mittelalterlichen Synagoge, mit Spitzbogenhäusern und malerischen Winkeln, ein Ausflug auf die Kleinseite mit ihren Barockpalästen. Ein Blick vom Hradschin vermittelte ersten Zugang zu mystisch umdunkelten Alchimisten- und Astrologenzeiten, zu jener Welt zwischen dem späten Mittelalter und der anbrechenden Neuzeit, aus der Grillparzer so gern schöpfte, und aus dessen düsterem Zwielicht der dreißigjährige Krieg aufflammte und die Abenteurergestalt Wallensteins hervortauchte; des echten Sohnes dieses Landes, das immer wieder hussitische Auflehnung, vielleicht aus einer fremden Blutbeimischung heraus, aber auch einen fanatischen und im späten Mittelalter religiös fundierten Freiheitswillen mitten ins Herz Europas trug. Hier, wo es am meisten in Frage gestellt war, fühlte man Europa und seine Werte, hier war eine hohe Schule seiner ständig gefährdeten Geschichte an der Schneide zwischen Westen und Osten, hier, wo die Option für beide dauernd und mit beständigem Schwanken durch die Jahrhunderte hindurch vollzogen werden mußte. Wie einfach hatte es die Zeit Mozarts und der Zauberflöte, die so eng mit Prag verbunden ist, die Zeit von Metternich bis

1848, deren Zeugnis in den schönen Rokoko- und Biedermeierhäusern erhalten ist. In einem tendenzlosen Reichsführer von 1847 steht zu lesen, in Prag spreche man deutsch, nur die dienenden Schichten gebrauchten das Tschechische. Wie unvorstellbar einfach hatten es diese Zeiten, in denen die Prager deutsche Bildungsschicht das Emporkommen der tschechischen Intelligenz förderte, den Traditionen Herders und der Romantik entsprechend und doch ohne tieferes Verständnis für dieses Volk, das seit der Schlacht am Weißen Berge schlummerte, von Dämonen und Träumen gequält und schließlich panslawistisch-moskowitisch schon 1848 geweckt. Welche Erinnerungen hätte der europäische Geist, wenn er in einer konkreten Gestalt zu personifizieren wäre, hier auszuhalten! Wieviel glanzvolle und quälende Erinnerungen, nicht nur an Blüteepochen, noch mehr an Versäumnisse und düstere Bluträusche, an die bereits nicht mehr glaubende und umsomehr Glauben fordernde Gegenreformation, an die in spanische Monomanie verstrickten Habsburger, die um des spanischen Weltreiches willen ihre große, vom Prinzen Eugen gesehene Mission in Südosteuropa vergaßen. Ihr Untergang begann damit, daß sie die Reformation bei Deutschen und Tschechen im Blut erstickten, und wurde nach dem ersten Weltkrieg von dem glaubenslosen, nationalistischen „Demokraten" Benesch, einem der erfolgreichsten Totengräber der Donaumonarchie, besiegelt. Aber der Versailler Triumph von Benesch und Masaryk ist die späte Antwort auf die Schlacht am Weißen Berge, in der tschechische und deutsche Protestanten nebeneinander fielen. Das Schwanken der Tschechen zwischen dem gefürchteten Osten und dem nur über die gehaßten Deutschen und das sterbende Österreich hinweg erreichbaren Westen, dieses Schwanken, das der Zauberlehrling Benesch so virtuos zwischen Versailles und 1947 in ein politisches System zu fassen versuchte, mußte mit jenem Moskauer Einbruch in die geographische und seelische Mitte Europas enden, den wir dumpf vorausahnten, wenn die Prager Vorstadt mit einem fremden, durchaus uneuropäisch-schrillen Unterton uns das Haßlied „Hrom a peklo" („Donner und Blitz auf die Deutschen") entgegenschleuderte ...

In dieser Stadt, in deren elegante Straßen von Zeit zu Zeit Steppenluft hineinwehte, blühte ein reiches Musik-, Theater- und Kunstleben. Man aß vorzüglich, amüsierte sich großzügig, und die Straßenbilder, namentlich des winterlichen Prag, wenn der Schnee die malerischen Dächer nachzeichnete, das temperamentvolle Treiben, das die großstädtischen Plätze und die winkeligen, vom Duft gerösteter Kastanien durchzogener Gassen füllte, waren von jenem besonderen Reiz, den nur die Mischung von slawischer Buntheit und österreichischer Lässigkeit erzeugen konnte. Und in dieser altösterreichischen Atmosphäre, mehr als in der vom politischen Zweck erfüllten Gegenwart, spielte sich der fruchtbare Teil des deutschen Universitätslebens ab. Die Hörsäle, Institute und Bibliotheken waren unzulänglich, aber malerisch in alten Palais und winkeligen Häusern untergebracht, man merkte ihnen das mehr und mehr nur geduldete Dasein an, und die Gespräche und Spaziergänge mit den Professoren, mit dem von Geist und Temperament sprühenden Grillparzer- und Stifterforscher August Sauer, dem Slawisten Spina, einem der besten Kenner der tschechischen Welt, mit dem Maler Krattner, dem genial-musikalischen Graphiker Broemse, endeten oft in Resignation und einem gewissen bitteren Stolz auf eine unter größten Hemmungen vollbrachte Leistung, deren hoher Rang nicht voll anerkannt wurde. Alle schöpferischen Menschen auf deutscher Seite fühlten sich hier abseits und hingen zugleich mit zäher Liebe an dieser Stadt. August Sauer, in dem sich eine fast zum Kult gesteigerte

philologische Akribie mit einem seltenen, leidenschaftlich starken künstlerischen Instinkt paarte, konnten Tränen in die Augen treten, wenn er, am Ufer der Moldau, dort, wo es am malerischsten ist, an der Karlsbrücke etwa, den unerschöpflichen Zauber der aus Mittelalter und Barock organisch gefügten Architekturbilder in sich aufnahm und mit einer weitausholenden Handbewegung eine Klage über die lähmenden Hemmungen, unter denen er und seine Kollegen zu arbeiten hatten, beschloß: „Und dann schauen Sie das an!" Die Spannungen, unter denen solche wissenschaftliche und allgemein geistige Lebensarbeit vollbracht wurde, waren freilich nicht mit dem Dasein eines Leipziger oder Berliner Universitätsprofessors zu vergleichen. Und doch blieb Sauer, der Österreicher, er ging nicht einmal nach Wien. Er kam wohl von dieser Lebensspannung nicht mehr los, voll innerer Spannungen wie er selbst war. Wenn er aber durch fanatische philologische Disziplin den jungen Germanisten zur Verzweiflung gebracht hatte, dann gab er ihm wohl als erste Seminaraufgabe das mehr als großzügige Thema: „Der deutsche Nationalcharakter" — nicht ohne ein vorzüglich gewähltes Literaturverzeichnis. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, trotz seiner Temperaturausbrüche, wie ich ihnen namentlich später, als ich sein Chefredakteur wurde, oft standhalten mußte, ein großer Anreger und ein reich schenkender Geist. Bei ihm war wertvollstes deutsch-österreichisches Kulturgut in den besten Händen und jeder seiner in sehr schöner, klarer Handschrift geschriebenen Briefe war ein kleines Kunstwerk.

Aber Studium, Bücher, ein wenig Kammermusik, Konzerte, Theater und Vergangenheitsbilder waren uns, dem Jugendfreund und mir, zu wenig. Die Stadt als Ganzes, die Menschen, die Tschechen als unzugängliche Groller, die Deutschen als in eine Kleinstadt für sich zusammengedrängte Kleinbürger, die im allgemeinen wenig Verständnis für die reiche Welt ringsum hatten, ließen uns trotz mancher Lockungen, trotz gepflegter Quartettabende und unerschöpflicher Streifzüge durch die abendliche Stadt — die frühe Lockung ins „Reich" nicht vergessen. Wir gingen, einem älteren Freunde, dem Germanisten, späteren Volkstumsforscher und Hölderlinherausgeber Emil Lehmann folgend, nach Heidelberg.

Heidelberg

So milde und abgedämpft der Übergang aus dem für uns fast unwirklichen Prag in die süddeutsche Landschaft und die damals nur für den Studenten bereitstehende Neckarstadt war — das stärkste Erlebnis war doch der Wechsel aus einer Traumwelt in eine durchaus wirkliche, pragmatische. So sehr unterschied sich damals auch die süddeutsche Provinz des „Reiches" von der österreichischen. Wir suchten auch im Reiche Anschluß an Kameraden aus der Monarchie und wählten unter den vielen Verbindungen, die uns umwarben, eine, in die uns Siebenbürger Sachsen, meist Theologen einluden, den „Verein Deutscher Studenten", der uns auch deshalb anzog, weil er das übliche Kneipenwesen, sowie jeden Snobismus ablehnte. Das nationalistische Programm des im Anschluß an die soziale Botschaft von 1881 gegründeten Verbandes wurde uns daher näher gebracht, als eigentlich unseren österreichischen Neigungen entsprach, und zwar dadurch, daß Leute des V. D. St. mehr Verständnis für die Deutschen außerhalb des Reiches hatten, als der reichsdeutsche Durchschnitt. Aber

auch dieses Verständnis, das sogar in Vorträgen „geschult" wurde, ging uns bald nicht tief und weit genug. Auf der anderen Seite gab uns der Verkehr mit den Siebenbürger Theologen ein tieferes Verständnis dafür, daß die Existenz dieser „Minderheiten" außerhalb des Reiches, damals noch wohlgebettet im alten Ungarn, mit den kirchlichen Bindungen stand und fiel. Aber auch die Siebenbürger Theologen waren im liberalen Fahrwasser, und die national-liberalen Professoren im Kolleg waren der Problematik des Reiches, das zu den Deutschen Südost- und Osteuropas höchstens sentimental-romantische und oft spezialistische Beziehungen pflegte, vollends fern. So sehr uns damals noch der tiefere Einblick in diese Problematik fehlte, und namentlich deren enge Beziehung zur beginnenden Auflösung der religiösen Bindungen uns verborgen blieb, so stellte sich doch sehr schnell ein ernüchterndes Unbehagen ein, wenn die Bundesbrüder aus dem Reich auf Fragen des Volkstums und der Staatlichkeit zu sprechen kamen. Wir fühlten: hier war etwas schief, und das später immer stärker anwachsende Empfinden dafür, das wir „Auslanddeutschen" nicht nur zu nehmen, sondern sehr viel zu geben hatten, keimte damals schon in uns. Im übrigen nahmen wir mit durstigen Sinnen die süddeutsche Landschaft bis nach Basel hinab und ins Elsaß hinüber in uns auf und gingen den Spuren eines noch gesunden Volkstums nach, das weder von innerem Raubbau noch von einem problematischen Staate noch von fremder Unterwanderung bedroht war. Welch scheinbar abseitige Vorbereitung auf das „apokalyptische Wetterleuchten", in das wir hineinwuchsen! Und doch nur scheinbar abseitig. Was konnte gegen den hemmungslosen Mißbrauch der Volkswerte, wie er dreißig Jahre später ein schlecht über sich selbst unterrichtetes Volk ins Verderben riß, besser feien, als die Vertiefung in das, was seine besten Söhne als spezifisch deutsch empfunden und gestaltet hatten?

Die Phrase umnebelte bereits die ersten Jahre der Herrschaft Wilhelms II., es war bereits nicht leicht, einer inneren Distanz zu dem lähmenden Dünkel der „Machen-wir"-Leute, der so gar nicht zu unseren Jugenderlebnissen in der sinkenden Donaumonarchie passen wollte, Ausdruck zu geben. Man geriet dann sofort in eine gewisse Verfehmung und in die Nachbarschaft der „Elenden", die Er zerschmettern wollte. In der eigenen nordösterreichischen stark saekularisierten Heimat hatte sich das Volksgefühl längst von seiner Basis gelöst und war eine Art Glaubens- und Religionsersatz geworden, den wir von früh auf mit inneren Vorbehalten gegenüberstanden. Aber in den Deutschen aus dem Karpathenbogen, die siebenhundert Jahre nicht unterbrochener Geschichte in sich trugen, trat uns zum ersten Mal ein Luthertum entgegen, das auch den weltlichen Beruf und das Leben des Gebildeten durchdrang und mit dem Volksgefühl sich organisch verband, ohne phrasenhaft übersteigert zu sein. So kehrten wir, um viele deutsche Landschaftsbilder und Begegnungen bereichert, aber nicht überzeugt von dem unbedingten Vorrang der reichsdeutschen vor den heimischen inneren Leistungen, nicht nur aus äußeren Gründen wieder nach Hause zurück, diesmal allerdings nach Wien. Erst dort sollte uns aufgehen, was der Reiz und die Krankheit dieser Südostwelt war, — die nicht zuletzt an dem geringen Verständnis der seit 1866 und 1871 ihr den Rücken kehrenden Reichsdeutschen litt.

Vom Prager Geistesleben der jüngsten Jahrzehnte

3. Literarisches Schaffen seit dem Naturalismus

Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts kann die deutsche Literatur Prags bestenfalls zweit- bis drittrangig genannt werden. Der volle Wiederanschluß an das gesamtdeutsche Schrifttum — seit der Theresianisch-Josephinischen Aufklärung in den österreichischen Ländern, seit der klassischen und romantischen Dichtung in Binnendeutschland — macht die meisten Prager Autoren, schon sprachlich, vorerst und langhin zu klassizistischen oder romantisierenden, pathetischen oder elegischen Epigonen. Seit den Napoleonischen Kriegen, während deren führende Romantiker und Freiheitsdichter nach Prag zugast gekommen waren, ist hier wieder hinterste Provinz der deutschen Dichtung, Provinz ohne kernige Heimatkunst. Die Jahrzehnte der biedermeierlichen und religiösen Restaurationen vor 1848 und der nationalen Kämpfe seither zeitigen vielerlei kritische Forschung und gründende Wissenschaft, auch scharfsinnige philosophische Analytik, kaum aber ideelle Bewegungen und umfassende Weltbilder von beschwingender, formender Eigenkraft. Es fehlt so an epischer Ruhe wie an dramatischer Aktivität. Und die Gärungen weltschmerzlicher „Zerrissenheit" finden keine Gestalter vom Rang des Südmähren Postl-Sealsfield (der vor seiner Flucht nach den USA 1822 einige stille Jahre im Prager Kreuzherrenstift verbracht hat) oder des Niederösterreichers Hamerling — geschweige des in Wien tätigen Hebbel, dessen Tragödien vielleicht auch in Prag hätten gedichtet werden können, doch alsdann wohl in Prag nicht aufgeführt und anerkannt worden wären. Am stärksten greifen noch die Prager Werke der aus Nordböhmen gebürtigen Alfred Meißner und Moritz Hartmann in die literarische, sozial- und nationalpolitische Problematik der Zeit aus.

Reichere Saaten erweckt erst der Naturalismus. Der ist Großstadtdichtung, ist ein Stil (und häufig Noch-nicht-Stil) ohne eingestandene Überlieferung; im Grund ein Aufstand wider alle neuzeitlichen Renaissancen, der gerade in Prag mit mancherlei amorphem Realismus und Idealrealismus, romantischer Substanz- nicht Formkunst des deutschen Ostens übereinkommt; eine zunächst mehr zeitgeschichtlich als illusionär bestimmte Haltung, keineswegs bare Reproduktion, doch mehr Seh- und Verfahrensweise als Ausdruck, die die schicksalhaftesten Anliegen des Jahrhunderts, die Wirklichkeitsbewältigungen und die Gesellschaftswandlungen, zu künstlerischem Einsatz bringen möchte.

Schon im ersten Aufgebot — in der Sammlung „Moderne Dichtercharaktere" (1884), dieser ersten turbulent-revolutionären Frontbildung des Naturalismus — wird Prag durch einige Anklage- und Empörungsgedichte Friedrich Adlers vertreten und durch Beiträge des gleichfalls draußen an der Sprachgrenze geborenen Fritz Mauthner, dieses bahnbrechenden Literatur- und Kulturkritikers, naturalistischen Romanciers, skeptischen Philosophen (Geistesverwandten des Mähren Ernst Mach), Satirikers und unübertroffenen Parodisten. Mauthner lebt entscheidende Studienjahre und dann

journalistische Lehrjahre in Prag, ehe er 27jährig (1876) nach Berlin zieht und die Durchbruchsschlachten des Naturalismus schlagen hilft. Er selbst bleibt freilich nur eine Durchgangsstrecke weit strikter Naturalist: etwa im Drama „Der Skandal", in den Romanen „Berlin W" und „Der neue Ahasver". Gar Friedrich Adler, immer auch auf Schönheit der Form bedacht und liberalistischem Pathos nicht abhold, ist eigentlich niemals zu naturalistischer Linie und Sprache gelangt. Doch am sozialen Ethos hielt er fest, noch als der 1857 Geborene nach dem Krieg zum Nestor der Prager deutschen Literatur geworden war — Nestor zugleich der Journalistik, die in Prag so viele große Begabungen entwickelt hat wie, neben Mauthner, den ebenfalls früh nach Berlin abgewanderten Alfred Klaar oder den aus Bensen stammenden Josef Willomitzer (einen bedeutenden Humoristen), wie die lange Reihe journalistischer Originale von Franz Klutschak bis zu Egon Erwin Kisch.

Im ganzen sudetendeutschen Schrifttum, selbst bei Mauthner (Verfasser auch des immer noch lesenswerten Grenzland-Romans „Der letzte Deutsche von Blatna", 1886) oder bei dem jüngeren, in Leipzig wirkenden Thummerer (neuromantischem Lyriker und realistischem Erzähler), wird der Naturalismus niemals zum doktrinären Rezept oder zum theoretisch gesteuerten Experiment. Die Arbeiter in den naturalistischen Dramen aus den Sudetenländern, wie in des Brünners Philipp Langmann seinerzeit weitberufenen „Bartel Turnser" (1897), auch die Arbeiter in den Werken der anderen altösterreichischen Zeitgenossen — sei's eines Sozialisten wie des Wiener Arbeiterdichters Petzold — marschieren nicht in formierten Bataillonen nach geschichtsphilosophischem Plan. Der Naturalismus hängt im weniger zeitempfindlichen Altösterreich, das die geistesgeschichtlichen Zugsverspätungen und die wertbeständigeren Gestaltungen liebt, weniger eng an sozialpolitischen Themen. Auf solche Weise wendet sich sogar der frühe Rilke naturalistischer Dramatik zu, der 20jährige Rilke in dem Einakter „Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens", der 21jährige in einem zweiten und letzten dramatischen Vorstoß „Frühfrost" (zugleich schon voll symbolistischen Fluidums).

Zusehends mangelt es in Prag an naturalistischen Nah-Erlebnissen, wenn auch nicht durchweg: in dieser asphaltierten Stadt ohne deutsches Proletariat und deutsche Kleine-Leute-Sprache. Nach wie vor walten einerseits nationale Zwiste vor, anderseits dichterische Versuche, diesen Streit zu überwölben in Goethes und Stifters Geist, ihm zu entrinnen durch die abseitigen oder inwendigen Gehalte, die wirklichkeit-durchleuchtenden oder -verwandelnden Gesichte der Neuromantik; daneben Versuche, die Gegensätze in kosmischen Aufruhr einzuschmelzen und vor absolute Instanzen zu ziehen wie dann bei den Expressionisten.

Insbesondere an den Distanzierungen der äußeren Kämpfe hat das Prager Judentum regen Anteil — wie aus verwandten Gründen ein Teil der Prager Aristokratie, die gleichfalls erst seit 1918 zunehmend politisch engagiert wird. Es hat noch in den Läuften des Liberalismus und des Positivismus viel religiösen Wurzelgrund bewahrt. Es tritt den Tschechen unbefangener gegenüber als die große Mehrheit der Deutschen, schon aus Gunst seiner Situation. Wer im Kampf steht, es mag einen Kampf um Recht und Frieden gelten, kann als Kämpfender nie ganz gerecht und allhin verstehend sein. Indes ist unkämpferische Offenheit kein Monopol. Notwendig drängt in Prag vielerlei Streben nach eigenständiger Kunst zur Fernhaltung der vulgären Realität und zur Einkehr in ein Anderswo und Überall.

Schon dies stärkt jene Dichte des Imaginären und naive Gegenwart über- und untergreifender Mächte in aller Wirklichkeit, die sich um 1900 in der Prager Neuromantik auftut. Der nun stilschöpferische Romantismus, ebenso immaterialistischer bzw. entmaterialisierender Illusionismus wie Einbefassung der über- und unterirdischen Dimensionen in dichterische Realität, ist ein uraltes atmosphärisches Erbteil Prags. Im 18. Jahrhundert war Prag ein Umschlagplatz der Ritter- und Räuberromantik, des Logenromans und des okkultistischen Romans gewesen. Es wird in den Befreiungskriegen zum Asyl der früh-, jung- und spätromantischen Prominenz (Friedrich Schlegels und Tiecks, Clemens Brentanos und Eichendorffs, Zacharias Werners und Friedrich v. Gentz', auch Heinrich v. Kleists und Anderer). Es bleibt die Stadt der Kleinseitner Geschichten Jan Nerudas, die Heimat von Dostojewski-Dämonen und seelisch-sachlichen Mysterien vom Stamm E. Th. A. Hoffmanns oder E. A. Poes. Schon das Barock hatte den Glanz seiner Lichtflut und Bildfülle, seiner Farben und Formen an gegensätzliche Hintergründe gebunden. Die durchwirken um 1900 auch die Psychologie, sie verklären und entzaubern die Liebe, die Kindheit, das Glück; sie prägen das Doppelantlitz des Lebens schlechthin und erschließen die Vielsinnigkeit aller Umwelt; sie leihen der Musik der kleinen Dinge die größte Resonanz, sie schaffen der Differenzierung des Fühlens und jeweiligen Gestimmtseins eine nie geahnte Palette. In der Entstofflichung des Alltags bekundet sich zu alledem die Geschmacksverfeinerung einer kapitalistischen Spätzeit (gerade in Prag keiner schieren Dekadenz), die Kompensation der bürgerlichen Sicherheit durch das innere Abenteuer. Leitbildliche Anregungen kommen aus Wien und München, aus Paris und Brüssel, von Richard Wagner (der zwei Jahrzehnte lang fast der Regent des 1888 monumental neuerbauten Prager Deutschen Theaters war), von Ibsen, Maeterlinck, d' Annunzio. Unter den Tschechen wirken der Übersetzer Vrchlický und der Beginner Otokar Březina vernehmlicher herüber als die Naturalisten, deren Hauptwerke hier erst seit 1900 erscheinen: K. M. Čapek-Chod, Mrštík, Merhaut, Šlejhar.

Das neuromantische Niveau bestellen am schlüssigsten die Lyrik und die lyrische Novellistik des Arztes Hugo Salus (1866 - 1929). Nachklängen bis aus dem Prager Barock gesellen sich Einklänge von Mozartischer — will sagen: durch Prager Mozart-Liebe inspirierter — Anmut und Schwermut, Rokoko-Töne voll pointierten Witzes, dazu schwebende Farben des Impressionismus. Die Verse Salus', der in Deutschland zuerst als Mitarbeiter der „Jugend" und des „Simplicissimus" bekannt geworden ist, wahren so mühelose Beweglichkeit wie klare Tektonik. Mitunter werden sie bei allem Reichtum der Nuancen fast liedhaft einfach. Doch immer wieder wird durch Todes-, Unterwelt-, Jenseitssymbole ein neuromantisches Hinüber nach dem Unermeßlichen und Übersinnlichen suggeriert. Alles in allem entdeckt Salus keine umwälzenden Sichten und Gestaltungsweisen, vielmehr neue Synthesen vorhandener Grundstoffe. Er hilft die Ebene der Rilke'schen Weltflüge bereiten, die Instrumente des Rilke'schen Orchesters stimmen.

Rilke wächst als Prager Bohémien heran, zollt vorerst Zeitmoden und Ortsgrößen freigebigen Tribut. Bald aber ringt er sich grimmig, ja krampfhaft los von den Bindungen seiner Wiege, seiner Heimat, seiner gesellschaftlich-geistigen Umgebung: ein Dichter gegen Prag, der viel zu überwinden hat. In manchem seiner Werke stöbert es nebenher Kubin und Kafka, Meyrink und Kisch. Doch brüsk widersagt er den Sphären der Herkunft, schon in der satirischen Skizze „Der Familientag", in der vor-

längst ausgegrabenen Erzählung „Ewald Tragy" (mehr Gericht über sich selbst als Bekenntnis). Er eifert Liliencron, der Münchener Moderne, der west- und nordeuropäischen Neuromantik nach — und entscheidend befreit ihn die Hand seiner neuen Freundin Lou Andreas-Salomé. Freilich rottet Rilke die Prager Mitgift auch forthin nicht in sich aus; er sublimiert die Prager Farbenspiele, er läutert das Prager Zwielicht und Rätsel in lyrische Offenbarung, er zwingt Verhängnissen des Absonderlichen eine unerhörte Gestuftheit der Aussage und Eigenzügigkeit der Form ab. Aus einer Sprache ohne Volksmund, ohne Luthers handwerkliche Gegenständlichkeit, ohne Goethes strömende Urnatur und Schillers elementare Treffsicherheit, schöpft Rilke abgründige Neuerungen der Verskunst, Reimkunst, dichterischen Bildkunst. Er macht das von Nietzsche monumentalisierte Fremdwort vers- und reimfähig, hierin ein Nachfahre bereits des späten Heinrich Heine. Er gewinnt der individuellsten Dichtersprache internationale Geltung, er macht das Besonderste zum Gesetz: ein Prager Genie der Seltsamkeit, ein Genie beispiellos einzelgängerischer Inswerksetzung der ursprünglichst-umfassendsten Axiomatik der Kunst.

Rilke vergültigt intime, ja idiosynkratische Reize und grenzenlose Geheimnisse der Golemstadt, wo Diesseitiges und Jenseitiges so schrecklich schön ineinandergleiten. Und Rilke läßt solche Akkorde bis nach Paris und Toledo, bis in das alte Rußland ausschwingen, in den abendländischen Norden und in einen unklassizistischen Süden. So hält dieser Weltbürger das Sterngewölbe Europas über die Türme und Brücken Prags, in dem immer neue interkontinentale Meridiane sich schneiden. Die Zauber der slawischen Welt schillern und wimmeln schon in seinen ersten Sammlungen („Larenopfer", „Traumgekrönt", „Advent", „Mir zur Feier", 1895 bis 1900); die slawische Dämonie geht ihm dann erst im russischen Osten auf. Doch auch im Stundenbuch leuchtet Prag nach. Es zeugt in den Neuen Gedichten fort, in denen die Pariser Überfülle des äußeren Lebens so viel inneres Leben mitnimmt, so viel Abglanz von Hofmannsthals Wien. Prag zieht Spuren noch im großen Welttheater der Duineser Elegien, es wölbt an manchem paradoxen Gleichnis-Bogen der Sonette an Orpheus mit.

Dieses Spektrum übergreift seine Zeit. Der frühe Neuromantiker mit der ins All zerfließenden Seele, der vermeinte Boudoir-Ästhet und hauptgeschäftliche Briefsteller ist zum meistberufenen Orakel heutiger Fundamentalanalysen des Seins und der Dichtung geworden. Sicherlich hat an Rilkes derzeitigem Weltruhm die apolitische und anationale Struktur seiner Kunst beherrschenden Anteil, die unheroische Verfassung, die Geisthaltigkeit ohne ideellen Vorsatz gar theoretische Bildung, die feminine ja matriarchalische Quelltiefe; die offene Form, die den Leser in fortschwingende Zwiesprache verwickelt; und nicht zuletzt die Äquilibrierung von Westen und Osten schlechtweg, die Zweieinigkeit von metaphysischer Allverbundenheit und seismographischer Sinnlichkeit, sinnfälliger Evidenz. Wunder und Zeichen, deren Inbegriff am ehesten Prag heißen kann.

Einen Widerschein von Rilkes Licht trägt fast jederlei Prager Lyrik vor 1914, auch die expressionistische. Sehr mannigfache Nachfolge findet Rilke unter den Frauen, deren Stimmen sich im neuromantischen, schon im sozialkritischen, sozialpsychologischen Prager Schrifttum rasch mehren. Im Prag der Jahrhundertwende bilden die Frauen einen fast ebenso mächtigen Part wie etwa in der zeitgenössischen baltischen Literatur. Neben die weltbekannteste, die Pazifistin Berta v. Suttner geborene Grä-

fin Kinsky („Die Waffen nieder!") tritt die erzählerisch höchstbegabte: Auguste Hauschner; gleich Mauthner und Anderen nach Berlin verzogen, tritt die bunter gefiederte, oft an die Nobelkolportage streifende Ossip Schubin (urkundlich Aloisia Kirschner), die mehr kulturpolitisch bedeutsame Grete Meisel-Heß. Aus dem Chor der Lyrikerinnen sticht die lyrische und epische Vehemenz der Alma Johanna König hervor (seit 1942 im damals besetzten Osten verschollen), auch die Rilke-treue Farben- und Stimmungsleiter der Hedda Sauer (1953 in Prag verstorben). Das weltliterarische Gegenüber Rilkes aber, zugleich in gewissem Sinn Adalbert Stifters, ist Franz Kafka.

Die lokalen Züge in Kafkas irrealistischer Realistik, die ein steter Aufblick zum göttlichen Schöpfungsfug oder Schöpfungsrätsel und ein angehaltener Schrei nach dem Sinn und Auftrag des Menschen ist, deuten fürs erste nach dem Böhmerland Alfred Kubins, schon nach dessen Roman „Die andere Seite" (1909); weniger nach dem cher phantastischen als religiös-ontologischen Prag in Gustav Meyrinks „Golem" (1915). Kafkas Metaphysik — illusionär verkörpert und nirgends doziert — ist weder neuromantisch-ästhetisch noch neuromantisch-psychologisch oder -parapsychologisch beursprungt. Sie ringt mit dem voraussetzungslosesten Sein und Nichts, gleich der Art und Kunst Adalbert Stifters, in ähnlicher Einfachheit und Wahrhaftigkeit. Die endliche und die unendliche Dimension der Dichtung werden nicht durch formale oder normative Beziehungen zwischen Erscheinung und Gehalt vereint. Der Geist teilt sich der Wirklichkeit weder durch Formen noch durch Ideen mit. Schon die Unerklärlichkeit, Unausschöpfbarkeit des stofflichen Details zeugt von Transzendierendem. Insofern läßt sich Kafka geradezu das jüdische Gegenüber seines böhmischen Landsmanns Stifter nennen (dessen „Nachsommer" Kafka geliebt hat): So wenig der Seinsbejaher Stifter nur Realist, so wenig ist der Seinsbezweifler und -verzweifler Kafka nur Irrealist. Zunächst augenfälliger bleibt allerdings der Gegensatz der beiden. Stifters dichterische Überwirklichkeit weist nach übermenschlicher Ordnung („Gott fügt die Dinge, und sie werden gut sein"), Kafkas Wille zum Absoluten beschwört das vollkommen Unergründliche, jeglicher menschlichen Einsicht Spottende, doch gerade dadurch eindringlich Gegenwärtige. So konnte es kommen, daß unter den zahllosen Kafka-Exegesen immer neue Versuche auftauchen, die eben sein Nicht-wissen-können ja Nicht-einmal-fragen-können als Gottesbeweis verstehen wollen. Das sind sicherlich hinzugebrachte Auslegungen. Immerhin umschreiben sie eine imaginäre Sinnfälligkeit des Geheimnisses, die auch eine Aussage und nicht nur eine Verweigerung der Aussage ist.

Nach einem letzten Wissen durch Nichtwissen hat Jahrhunderte lang die Scholastik geforscht, so an der Prager Universität, und forschen heutige Existentialismen unter häufigem Bezug auf Kafka; desgleichen unter Bezug auf Rilke, der vornehmlich im Stundenbuch und in den Geschichten vom Lieben Gott an eine verwandte Gewißheit des Unwißbaren, Daß- nicht Was-Gewißheit der göttlichen Seinsmächte rührt. Die epochale Bewegkraft von Kafkas Kunst wird durch sehr verschiedenwertigen Widerhall bestätigt: weniger durch Werfels dickflüssigen „Spielhof" als durch Hesses „Morgenlandfahrt" und „Glasperlenspiel", durch Erzählungen Albert Camus' oder Dino Buzzatis. Kafka selbst, der 41jährig dahin mußte (1924), wähnte sich noch fern vom Ziel. Und kein Zweifel, nicht bloß die Frühwerke schleppen viel Ballast mit, viel verschrobene Gewöhnlichkeit im Vordergrund und statt hintergründiger Verrätselung

allerhand Rabulistik des planen Einerseits-anderseits. Doch sicherlich war die Hand, die so viel Beiwerk aufschrieb, auch der grausamsten Streichung fähig. Kafka hat ja verfügt, daß seine nachgelassenen Roman-Bruchstücke zu verbrennen seien.
Kafka kreuzt viele Wege der zeitgenössischen Dichtung und überragt alle typischen Stile. Dem Expressionismus verbündet sich seine zerebrale Monotonie, das Beharren im intelligiblen (nicht interessanten) Subjekt, die lückenlose Bestimmtheit durch absolute Werte ohne Richtschnur äußerer Kausalität und regelnder Konsequenz, der Drang nach unverbrüchlichen Heilsentscheidungen, das radikale Zur-Frage-stellen des Menschen, die Gleichgültigkeit gegen neuzeitliche Überlieferungen und mehr.
Bei weitem irrationalistischer knetet Victor Hadwiger (geboren 1878 in Prag, gestorben 1911 in Berlin) neuromantischen Rausch und Traum in expressionistischen Schrei, phantastischen Realismus, groteske Satire. Die rational-irrationale Waage der Zeit spielt bei Max Brod, dem vielstimmigen Erzähler, Lyriker, Dramatiker, Kritiker, Philosophen — und Herausgeber Kafkas. Die Phalanx des Expressionismus festigt sich durch die Prager Mitarbeiter der „Aktion", der „Weißen Blätter", des „Kondor" und des „Sturm". Mit dem expressionistischen Aufbruch seit etwa 1910 geht die führende literarische Initiative Altösterreichs von Wien, dieser Residenz der Neuromantik und noch des Impressionismus, auf Prag über.
Die kühnsten Flügelschläge des neuen Expressivo und Ethos tut Franz Werfel: durch und durch ein Prager auch da, wo er um Weltall und Menschheit wirbt, wo er nach 1918 ganz andere Menschenschläge und Schauplätze aufsucht; ein Prager nicht ohne barock-romantische Male, der seine Religion erst im Katholizismus findet. Werfels Jugendverse („Der Weltfreund", „Wir sind", „Einander", „Gerichtstag") schöpfen Seele und Geruch der Stadt in frappante Gesichte kindheitlicher und häuslicher Dinge, eines vertrauten Parks, alter Dienstboten, des begossenen Sonntag-Nachmittags im Schoß der Familie. Und sie durchbrechen all das Käuzisch-Muffige durch gellende Rufe nach schrankenloser Gemeinschaft (an der Schwelle des kreißenden kollektivistischen Weltalters); Rufe nach bedingungsloser Güte und Friedfertigkeit (am Vorabend des ersten Weltkriegs); und Rufe nach Herrschaft des Geistes, des Herr werden wollenden Geistes, der in Verfolgung dieses Anspruchs dann so viele Pakte mit dem Teufel schließt. Werfels expressionistische Lyrik bleibt willens- und gefühlsmächtig gesprochene, nicht gesungene, gutenteils gepredigte Dichtung. Ihre beherzten Griffe in den Alltag raffen auch mancherlei Reportage und Rhetorik auf, bei nicht immer geschmackssicherem Hang zu krassen Effekten und theatralischen Gebärden. Doch der Ursprung des Pathos ist wohl echte Leidenschaft, eingeborener Wille zur Menschenliebe und Menschenwürde, vorerst aufrüttelnd durch die Straßen geschrieen, in den späteren Versen zunehmend objektiviert, wenngleich wieder und wieder kündend, mahnend. In Werfels beschwörendem Sagen wohnt eine originäre Gewalt der Verdichtung. Oft gehen Formulierung und Formung in einander über. Der expressiven Wucht gattet sich die nicht weniger elementare Gebildwerdung. Kein sprengender Ausgriff Werfels entreißt sich der Form, in der Lyrik wie in der Dramatik und der schließlich überwiegenden Erzählungsprosa. In den 1920er Jahren obsiegt seine wachsende Könnerschaft, von kritischem Kunstverstand geleitet, dem eigentlichen Expressionismus. In seinen Prager Dichtungen durchgreift die allgegenwärtige Spiritualität der Vaterstadt ihre ungestümste Vitalität, mehr voll ästhetischen Glanzes und Reichtums als mit existentieller Magie.

Expressionistische Adern verzweigen sich weit in das Vorkriegs- und Nachkriegsschrifttum, von den Pragern Leppin und Perutz bis zu dem hochbegabten Dramatiker Dietzenschmidt (aus Teplitz-Schönau), der immer wieder von Berlin nach Prag ziehen wollte, und dem eingepragerten Schlesier Walther Seidl, einer früh begrabenen Hoffnung. Dazu kommen Übergänge und Wandlungen nach der „neuen Sachlichkeit" hin, neue Konzentrationen der Reportage und des historischen Romans, nicht zuletzt Bemühungen um die strengere Linie der französischen Erzählungskunst anno Marcel Proust, Gide und Martin du Gard (von Denhof bis Hermann Grab). Unabhängige Autoren — einer für viele: Franz Hauptmann — verknüpfen Traditionen der Stadt und des deutschen Hinterlands. All dies greift in die 1920er, 1930er Jahre voraus.
Seit 1918 aber ändert sich Prags literarische Physiognomie schon durch Auszug und Zuzug unweigerlich. Als Staatshauptstadt wird Prag Zentrale sämtlicher Deutschen aus den Sudetenländern. Allmählich verbreitert sich auch die deutsche Unterschicht, langer Überlagerung gesellt sich neue Unterwanderung. Studenten setzen sich dichterisch mit Prag auseinander, Ernst Leibl und Wilhelm Pleyer wie Fritz Herneck, Franz Höller, Alfred Görgl, Josef Schneider und Kameraden. Erzählerische Werke zeugen von der Festigung deutscher Lebensformen und deutscher Gesellschaft in Prag. Verschärfte Daseinskämpfe befruchten das sudetendeutsche Schaffen durchweg. Die Dichtung macht sich zum Appell an höhere, an die höchste Instanz der Menschlichkeit und Wahrheit, Gerechtigkeit und Ordnung. Darstellungen der nationalen Vorkriegskämpfe — etwa in Watzliks „O Böhmen" oder den Prager Studentenromanen von Karl Hans Strobl, Rudolf Haas, Robert Hohlbaum — werden nun mehr und mehr zu historischen Romanen. Immer unentrinnbarer verdringlicht die überhandnehmende Wirtschaftsnot der 1930er Jahre jederlei soziale Thematik. Die sudetendeutschen Verfasser tragen die Sorgen der Heimat mit auf allen Wegen durch die Stadt. In ihrem Bild Prags überwiegen elegische Tönungen. Der Anblick wesensnaher deutscher Vergangenheit inmitten feindseliger Gegenwart gebiert entrückende oder streitbare Motive, Akkorde oder Dissonanzen von Anziehung und Abstoßung. Fast überall verquicken sich dem Zauber der Stadtlandschaft die Bedrängnisse gemeinschaftlichen Schicksals, die Schauer zeitgeschichtlicher Gegen- und Fernkräfte der zweigesichtigen Metropole. So kann Prag den Sudetendeutschen wohl zur Geliebten, nie zur Mutter werden. Es ist ihnen nicht Märchen noch Legende, eher ein Theater der Welt. Und immer auch ein Forum der Bewährung und Vereinigung, der politischen Selbstbehauptung, des wissenschaftlichen und künstlerischen Wettbewerbs. Bis zuböserletzt die Greuel von 1945 dem deutschen Geistesleben in Prag und dem alten Prag insgesamt ein Ende setzen.
Die Auswirkungen dieser unsäglichen Vorgänge speisen heute ein weiterschreitendes Schrifttum in vielen Ländern, das späterer Würdigung vorbehalten sei. Die schöpferischen Werte und Werke des deutschen Prag bleiben freilich nicht nur fortzündende, sondern auch in sich beruhende Gegenwart. Der künftige Ausfall des Quellgrunds und Kraftfelds Prag aber bedeutet eine unabsehbare Verarmung der deutschen Geisteswelt. Wir haben mit dem weiten deutschen Osten und Südosten sehr viel mehr verloren als eine Hemisphäre deutschen Charakters, deutscher Literatur. Auch schon die Einbuße unseres Prager Anteils beraubt uns nicht bloß eines ausgesetzten Glieds, sondern eines Spannungs- und Wesenspols, eines aufschließenden und intensivierenden Horizonts. Und diesem Weniger an nationaler Individuation entspricht bislang kei-

neswegs ein Gewinn an universeller Humanität, an Rechts- und Friedensordnung der Völker. Wir wollen, müssen solche Wege in die Zukunft suchen. Dazu hilft jedoch kein Vergessen und Verschmerzen. Möchte der hiermit abgeschlossene Rückblick zweierlei Energien bestärken, an denen es heute verzehrend fehlt: die verantwortete Kontinuität zwischen dem Gestern und dem Morgen — und die erneuernde Entschlossenheit zur geistig-sittlichen Wandlung, zur Remedur an Haupt und Gliedern.

Prague's Intellectual Life in the Last Decades

(Synopsis)

This is a broad survey of Prague's German literature from the middle of the 19th century. It was only the movement of naturalism that produced more han second-rate talents, e. g. Friedrich Adler and Fritz Mauthner; still young Rilke wrote twc dramatic sketches in this style. About 1900 Neoromanticism was willingly accepted, especially by the aristocracy and the Jews, both of whom it enabled to stand aloof from the riots in the streets. Hugo Salus paved the way for Rilke, who had to give a hard fight to find his way from local conditions imposed on his art to European Neoromanticism; but still in the "Duineser Elegien" and the "Sonette an Orpheus" the enchantment of Prague and of the wider Slav world can be felt. His counterpart is Franz Kafka whose novels were preceded by Kubin's "Die andere Seite" and Meyrink's "Golem", he can hardly be understood without some knowledge of Prague's atmosphere. Thus around 1910 literary leadership passed from Vienna, that stronghold of Neoromanticism, to Prague where there were also plenty of gifted expressionists. The boldest talent among them was Franz Werfel, a true-born native of Prague, who, however, tried to break through local narrowness into absolute goodness and unconditional general communion. Since 1918 the scene was changing, the German lower classes became stronger in number, many German students had to deal with Prague, and their experiences were reflected in the books of Ernst Leibl, Wilhelm Pleyer, Franz Höller, Alfred Görgl, and Josef Schneider. The national tension showed up in Watzlik's "O Böhmen" and in the books of K. H. Strobl, R. Haas, R. Hohlbaum. 1945 put an end to all this. The loss of Prague means irretrievable impoverishment to the German intellectual world.

Rudolf Quoika

Camillo Horn, ein sudetendeutscher Tondichter

Anläßlich seines 100. Geburtstages am 29. Dezember 1960

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war ein Zeitalter der romantischen Musik, Richard Wagner das Ideal der Zeitgenossen und einige Meister Schildträger der Zukunftsmusik. Der führende Musiker von Prag, Friedrich Kittl (1806 - 1868) komponierte Wagners Operntext „Bianca und Giuseppe oder die Franzosen vor Nizza" und dazu eine Jagd-Sinfonie, die in den europäischen Konzertsälen mit Beifall aufgenommen wurde. Auch der Davidsbündler-Kreis, eine Schumann-Gemeinde, und die zahlreichen Aufführungen der Werke Wagners verdichteten die künstlerische Atmosphäre in der Moldaustadt, die jetzt den neuen Helden ebenso zujubelte wie einstens ihrem Abgott Mozart. Für junge Musensöhne war das Bett jedenfalls bereitet und so konnten die Blüten, die das Jahr 1860 trieb, bald zum Knospen gebracht werden. Neben Gustav Mahler und Heinrich Rietsch stehen Felix Woyrsch (Troppau) und Camillo Horn, den das Isergebirge in die Welt sandte.

Camillo Horn kam aus einer romantischen Landschaft; in Reichenberg, im Schatten des Jeschkens, erblickte er am 29. Dezember 1860 das Licht der Welt und wuchs auch in der Tuchmacherstadt auf. Bald zeigte sich die Musikbegabung Horns, doch der junge Musensohn wurde in die Realschule und in eine Handelslehranstalt geschickt, um Kaufmann zu werden. Gleich seinem Landsmann und Jahrgangskollegen, dem Dichter des Isergebirges, Gustav Leutelt, strebte er aber nach Höherem: er wurde Musiker. Als Sechzehnjähriger bezog er das Konservatorium in Prag, studierte bei Wenzel Staněk das Harfenspiel (1876 - 1880) und fand gerade an diesem farbenreichen Instrument wahre Freude, an den Klängen der Romantik, um die Wagner das Orchester bereicherte. Horns Streben führte den jungen Feuergeist aber nach Wien zu Anton Bruckner, bei dem er die Geheimnisse der Harmonie zu ergründen hoffte. Bruckners Lehre führte freilich in eine andere Welt als die des Prager Theorielehrers Joseph Krejčí, der als Klassizist anderen Göttern opferte, als Lehrer jedoch mit dem Meister von St. Florian manches gemein hatte: die Strenge der Lehre und die Hintergründigkeit aller schulischen Belange. Bruckner schrieb, als Horn nach Wien kam, seine 6. Sinfonie in A-Dur, eine Gestaltwerdung jenes romantischen Landes, von dem Horn träumte. In des Meisters Umgebung mußte er bleiben und ihm nachfolgen; daher lehnte er auch eine Berufung nach Hamburg als Harfner ab, unterzog sich der Musikstaatsprüfung und wurde Gesangslehrer an Wiener Mittelschulen. Im vertrauten Kreis der Jugend blieb er auch nach seiner Berufung als Theorielehrer am Neuen Wiener Konservatorium und seit 1918 an der Wiener Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst. Daneben versah er als Kritiker des Deutschen Volksblattes ein verantwortungsvolles Amt.

Größte Bedeutung für Horn hatte eine Freundschaft mit dem sudetendeutschen Dichter Anton August Naaff (geb. 1850 in Weitentrebetitsch, Lk. Podersam, gest. 1918

in Wien), dem Begründer und Herausgeber der Sängerzeitung „Die Lyra", die damals das Liedwerk Horns in Sängerkreisen eindrucksvoll fördern half. Die gemeinsamen Gedanken Horns und Naaffs trugen viel zur Verbreitung des deutschen Liedes in Österreich bei, zumal beide Romantiker wußten, daß die Arbeit der Sänger gerade in Österreichs Gauen auch im landschaftlichen (nationalen) Sinne von größter Wichtigkeit für den Besitzstand des Deutschtums sei; die Heimat der beiden lag außerdem in Sprachgrenznähe. Stilistisch knüpfte Horn in seinen Chorwerken an den frühen Bruckner und dessen Freund Rudolf Weinwurm (1835-1911) an, was Sangbarkeit, zündendes Melos und Wirksamkeit hieß; deshalb gehörte der Chorkomponist Horn bald zu den Beherrschern des Liedwerkes innerhalb der Vereine. Horn suchte seine Sterne jedoch in höheren Regionen, er wurde Sinfoniker großen Stils und stellte sich selbst in die Reihe der Bruckner-Anhänger mehr als alle anderen, die ähnliches wollten. Die „Sinfonie in f-moll op. 40" (Leipzig 1908) und eine zweite in d-moll aus dem Jahre 1936 gehören in der Tat zu den wenigen, die den Geist Bruckners atmen. Beide Werke und das „Scherzo für Orchester" sind die eigentlichen Bausteine dieses Lebenswerkes, das ein Sudetendeutscher in Wien der Öffentlichkeit übergab. Da Horn wußte, daß die Sudetendeutschen damals der Sinfonik fast abgewandt waren, war seine Arbeit zielstrebig und völlig bewußt. Leider arbeitete die Zeit gegen Horn, es war die Ära des großen Stilumbruchs, dem sein Werk unterworfen war, und er selbst konnte innerhalb dieses Geschehens nur als Manierist zur Geltung kommen, doch wurde er neben Größeren ein wahrer Beiträger im Reich der sinfonischen Kunst. Aus gleichen Gründen sah Horn einen Teil seines Lebenswerkes zerschellen, die Lied- und Chormusik, die er füllhorngleich in langen Jahren auf seine Verehrer ausgoß. Auch hier war es ein stilistischer Umbruch, der die homophonen Grundlagen dieser Kunst erschütterte und das Chorsingen aus dem Geiste der Polyphonie erneuerte und in den Sattel hob. Aus gleichem Anlaß verblaßten auch die romantischen Lieder, die vielfach auf Texte Naaffs oder der eigenen Feder entstanden waren. Viele der Klavierlieder, auch solche mit Orchesterbegleitung, stehen zwischen den Chorkompositionen, die Horns Namen in die Weite trugen (Germanenzug op. 12; Bundeslied der Deutschen in Böhmen op. 23). Mit Instrumentalstücken bereicherte Horn manche Gattung (Klaviersonate op. 15; Bilder der Nacht für Klavier op. 37; Konzertstücke für Klavier op. 25; Fantasie für Violine und Klavier op. 42; Sonate für Horn und Klavier op. 58; Quintett für drei Violinen, Viola und Cello op. 50). Der Meister hatte das seltene Glück, für die meisten seiner Schöpfungen auch Verleger zu finden, die sein Werk in die Öffentlichkeit tragen halfen. Horn verstand es aber auch, die Freunde seiner Muse zu sammeln und diese im „Camillo Horn-Bund, Sitz Böhm. Leipa" zu vereinigen. Natürlich blieben auch Ehrungen nicht aus. 1925 schrieb J. L. Wenzel eine Biographie, anläßlich des 70. Geburtstages erschien eine Festschrift (Böhm.-Leipa 1930) und 1940 wurde Horn mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet; gleichzeitig erhielt er den Ehrenring der Stadt Wien. Am 3. September 1941 starb Camillo Horn in Wien.

Camillo Horn genießt den Ruf eines Romantikers. Denkt man an Hans Pfitzners romantische Innerlichkeit, dann mag dieses Wort auch für Horn gelten; bewertet man aber den sudetendeutschen Musiker, dann ist Horn als ein Tondichter landschaftsgebundener Art zu bezeichnen. Ein Dichter in Tönen benötigt andere Grundlagen als das landläufige Komponieren selbst romantisch gebundener Musik, ein

eigenwilliges Bekenntnis steht hier in Widerspruch zum Tagesgeschmack und der Mode, Horns Schaffen ist zugleich eine Aussage für den deutschen Idealismus von der Prägung Friedrich Schillers. Oft nannte man Horn einen „sudetendeutschen Bruckner", was teilweise zu Recht bestehen kann, denn beide Meister lassen Ähnlichkeiten erkennen, beide waren Bekenner, der Meister von St. Florian, und der Tondichter aus dem Isergebirge, der die Romantik in seiner Brust trug und die Welt Rübezahls als die seine erachtete. Es mag sein, daß diese Romantik heute noch viele Bewunderer besitzt und auch Horn zu den großen Meistern derselben zählt. So ist Horns Werk wohl unser Besitz, aber es lebt kaum mehr, es entbehrt der eigentlichen Bühne des Lebens, die ihr ein eigenständiges sudetendeutsches Musikleben bereiten könnte. Auf ein solches hätten unsere Meister einen Anspruch. Natürlich könnte ein solches Forum ohne Schwierigkeit geschaffen werden; unsere Kunstinstitute, die Künstler und der Funk müßten nur den Entschluß fassen, an Stelle der zahllosen Werke von Modekomponisten oder Favoriten aus anderen Lagern die Hörer einmal mit der innigen Musik Camillo Horns vertraut zu machen; die Konzertpodien gewännen in Horn sicher einen Meister, dessen Sprache unsere Generation auch heute noch versteht.

Alfred Görgl

GESPRÄCHE MIT GOTT

Den alten Lobgesang der Väter heb ich,
den lang verstummten, Herr, nun wieder an,
in Straßenschluchten, Dich zu preisen, leb ich,
erlahmt die Stimme, ist mein Tag vertan.

Aus alt vergilbten Blättern soll er steigen,
Dein Lobgesang, verschollen dieser Zeit,
Du gabst die Stimme, Herr, sie ist Dein Eigen,
im Werk der Räder sing ich Ewigkeit.

Und von Baracken, Baugerüst und Hallen
hin über Böhmens tief entweihten Grund,
soll mein Gebet und Lobgesang erschallen:
Hilf, Herr, und mach Dein krankes Land gesund!

Erna Blaas

Das liebende Gedicht

Ilse Ringler-Kellner zum Gedächtnis

Das Leben der Dichterin Ilse Ringler-Kellner, die am 25. Oktober 1958 kurz vor ihrem 64. Geburtstag in Salzburg gestorben ist, wiederholt in allen Etappen die Schicksalswege Österreichs im selben Zeitraum. Wie nicht selten in der alten Donaumonarchie, fanden sich auch ihre Eltern auf dem Balkan, wo tüchtige, deutsche Menschen damals Pionierarbeit auf sich genommen hatten. Die Frau des österreich. Regierungsbaumeisters Dipl. Ing. Dr. Hans Kellner, der aus Brünn stammte, war die Tochter eines Archeologen aus dem Böhmerwald! Die kleine Ilse wurde am 9. September 1894 in Sarajewo geboren, in einem Lande, das schon halber Orient war. Die Kuppeln der Moscheen, die hohen, schlanken Minaretts, von denen der Muezzin die Gebetsstunden ausrief, die steilen, dunklen Zypressen vor Mauern und Gärten, die zierlichen Holzgitter vor den Frauengemächern türkischer Häuser, — all das gehörte zum Bilde der Stadt und ging in das Herz des Kindes ein — wie ein Märchen aus „Tausendundeiner Nacht":

„Über mein Kinderbett
fiel südlicher Sonnenschein.
Still sah das Minarett
zum Fenster herein . . ." („Lied der Kindheit")

Mit elf Jahren erst, als der Vater aus dem Staatsdienst ausgetreten war, um einer Berufung zum Stadtbaudirektor von Brünn zu folgen, betrat das heranwachsende Mädchen mährischen Heimatboden! Nicht ganz leicht eröffnete sich ihm diese andere Welt, — es bedurfte eines stillen Werbens, bis das Tor sich gänzlich auftat. Dann aber war es geschehen: „Blauer Himmel und goldene Halme" waren um sie, Heuduft und Mostgeruch der Weinberge, — all das, was nunmehr Heimat war und ihre junge Brust zu sprengen drohte: . . .

„Die braune Erde lieb ich so sehr
als meines Herzens allertiefsten Trost.
Ich stürbe, liebte ich noch mehr." („Dreiklang")

Die Ahnen treten aus dem Dämmerlicht und es raunt wie echter Sagenton in ihren Versen: *„Zu Morbes in Mähren in uralter Zeit . . ."* („Haus der Väter")

Nach Lyzeumsmatura und Staatsprüfung ging Ilse Kellner voll gespannter Erwartungen an die Universität Genf, um Philosophie und französische Sprache zu studieren. Zuhause, in Brünn, erschienen indessen ihre ersten Gedichte in Zeitungen und Zeitschriften und ein beglückender, literarischer Briefwechsel mit so verschiedenen Partnern wie dem Priester-Dichter Ottokar Kernstock auf der steirischen Festenburg und dem baltischen Schriftsteller und Landedelmann Zoëge von Manteuffel war leb-

haft im Gange, — da wurde das herrliche Studienjahr schon durch den ersten Weltkrieg unterbrochen! Nach Brünn zurückgekehrt, schloß sich die junge Dichterin einer Gruppe musisch begeisterter Menschen an, die sich den Namen „Der Sonnenring" zugelegt hatte. Während eines kurzen Fronturlaubes gesellte sich auch ein künstlerisch begabter, aktiver Oberleutnant des österreichischen Heeres — Sepp Ringler — dazu, der bald nur noch „der Sonnenringler" hieß. In ihm begegnete die junge Ilse ihrem Schicksal! Schon im Oktober 1916 vermählte der greise Pfarrherr und Dichter auf der Festenburg die beiden ideal gesinnten Menschen miteinander; — es war der Anfang einer unvergleichlich schönen, tief verinnerlichten, beseligenden Liebesehe.

„Kein Tor will ich durchschreiten,
das du nicht baust.
Kein Stern soll mich begleiten,
den du nicht schaust . . ."

Schwere Belastungen kamen: Abschied und bald darauf schwere Verwundung des Mannes an der Balkanfront, Geburt des ersten Kindes —

„Wo lebt der Gott, der so viel Qual erschuf?
Ein weißes Menschenblümlein ist erblüht." („Geburt")

später eines zweiten, das aber nicht am Leben blieb und der jungen Mutter unsäglichen Kummer zurückließ:

„In dunklen Seegrund zu den trunknen Unken
ist aller Glanz des letzten Tags versunken.
Mir ist, als ob mein totes Kind dort schliefe
und träumend seiner Mutter Namen riefe."
(„Wachsweiße Blumen")

Der unglückliche Ausgang des Krieges beraubte auch Sepp Ringler seines Berufes als österreichischer Offizier, — eine neue Existenz mußte aufgebaut werden. Sie zwang die kleine Familie, von Mähren weg nach Perchtoldsdorf bei Wien zu übersiedeln, wo der Mann sein Kunststudium vollenden und gleichzeitig selbst schon unterrichten konnte. Die schweren Jahre überwand die junge Frau wohl nur durch das Glück ihrer Liebe und Mutterschaft — und die zunehmende Kraft dichterischer Aussage. Hier wurde auch der Sohn geboren:

„Du hast mein Leben verlängert ins Unermessene,
Du hast meine Liebe erhoben ins Unvergessene,
Du hast meinen Glauben gerettet ins Ewigklare,
Du hast meine Seele gebettet ins Wunderbare . . ."
(„Kleiner Sohn")

Schon die erste Dichtergabe — noch Freunden in Brünn zugeeignet — war mit Schabkunstblättern des Gatten geschmückt. Nun aber erschienen in verhältnismäßig kurzen Abständen hintereinander im Krystall-Verlag Wien zwei wohlausgewachsene Lyrikbände der Dichterin mit Federzeichnungen Sepp Ringlers, die dem Worte innig verbunden waren: 1932 — „Lieder, Balladen, Legenden", 1934 — „Ahnenheimat". Damit wurde auch die geistige Gemeinschaft des Paares nach außen hin sichtbar. Tiefer geschah es allerdings durch den erweiterten Rahmen des Gegenstandes selbst. Zusammen erlebte Welt der Kunst, gemeinsam erworbener Einblick in geschichtliche

Zusammenhänge, durchwoben von örtlicher Sage und legendenhaftem Schein formt sich in diesen Blättern aus — als Bild und Gedicht — mitten unter den liedhaften Zeugnissen des Herzens! Jetzt zeigt sich — etwa in „Auferstehung des Steins", wo in einem Zyklus von 16 Gedichten das Erlebnis von Maulbronn gefeiert wird — wie fest der ‚Sonnenring' gefügt ist. Strophen von inniger Versenkung wechseln mit solchen von gelöster Heiterkeit:

„O Du mein Jesus, trauervoll zerpflügt
Gesichtes Acker unterm Dorngeflechte.
Bewölkte Landschaft, die kein Wind belügt,
kein Blühen tröstet, kein Gesang der Nächte ..."

(„Der Gekreuzigte" — 1473)

oder — ein Anruf an den Miterbauer —:

„Du mit den Sandsteinlocken
tief in der Nische drin
unter den Blütenglocken:
Mönch Rosenschöpfelin! ..." („Mönch Rosenschöpfelin")

oder — vor dem Chorgestühl —:

„... Und das war Simson, den die Frauen riefen
aufs Sündenbett, ihn listig zu bezwingen,
wenn sie im Mantel seiner Haare schliefen ..." („Simson")

und zuletzt:

„Alles bricht aus der Tiefe,
Fels, Pflanze und Tier.
Ich kam einen Gott zu suchen
und trug ihn tief in mir." („Ausklang")

Angefügt ist eine Faustlegende, dem ungetreuen Sündenbock von Abt auf den Leib geschrieben, — eine köstlich mittelalterliche Klostergeschichte im Tonfall der Zeit, „Abt Entenfuß von Ewesheim", der im 2. Bande eine ganze Reihe ähnlich gemeisterter Balladenstoffe folgt: „Die Märe vom Nimmersatt", „Allerseelen-Ballade", „Der Sträußelreiter", „Das Preußengrab", „Maria Flamm", „Über allen Meeren", — vor allem aber „Die ewige Brücke":

„Von Geschlecht zu Geschlecht ist eine Brücke gespannt ..."

Mit diesem ergreifenden Wechselgesang zwischen Mutter und Tochter kehrt Ilse Ringler-Kellner zu der Dichtung zurück, die ihr — neben zärtlichster Liebeslyrik — am angemessensten ist: Im Muttergedicht haben Gefühl und Begabung ihr Bestes erreicht!

Als die Familie im Jahre 1939 nach Baden bei Wien übersiedelte, Sepp Ringler zum Studienrat vorrückte und die Dichterin ihren ersten Schreibtisch bekam, schien ein treues, gemeinsames Wirken endlich belohnt zu werden. In den Schubladen lagen bald zwei druckfertige Buchmanuskripte, — auch der Vertrag eines deutschen Verlages, der aber nicht mehr zur Ausführung kam. Es war ja inzwischen der Zweite Weltkrieg ausgebrochen! 1939 erschien zwar noch das Bändchen „Südmährische Heimat" in der Reihe Süd-Ost des Adolf-Luser-Verlages und 1942 kam noch ihre dich-

terische Neufassung der Sagen aus Alt-Wien unter dem Titel „Der liebe Augustin" heraus, — aber die Zeit war schwer und ernst, wenn man auch nicht — wie er — ins Pestloch fiel.
Beim Herannahen der Russen auf Baden und Wien mußte Frau Ilse mit ihrer Tochter und dem Enkelkinde — wie so viele andere — noch im letzten Augenblick flüchten, — nur das Nötigste konnte mitgenommen werden — und nichts mehr fand sich nach Jahren der Heimkehr! Erst 1949 konnten die Wiedervereinigten aus ihrer Notlage im gebirgigen Zufluchtsorte Donnersbachwald zur Familie der Tochter nach Goisern und mit dieser nach Salzburg gelangen, wo der Schwiegersohn endlich seine neurologische Praxis eröffnen konnte. Hier, im alten, ehemals fürsterzbischöflichem Besitze zugehörigen Haus an der Wand des Kapuzinerberges mit dem schön-verwilderten Terrassengarten und dem Blicke auf die Festung fand Ilse Ringler — trotz der Sorge um Haushalt und Enkelkinder — noch einmal in ihr Dichtertum zurück:

„Du Stadt am Fluß — dir bringe ich mein Herz! . . ."

Die „Terrassengedichte" entstanden, wehmütig beginnende, aber überwindende Rückblicke, — ahnungsvolle Ausschau in fernes, fernes Land . . .
Ihre Erkrankung nahm sie nicht ernst, obwohl ihr zunehmende Schwäche allmählich die Arbeit aus der Hand nahm. Als sie sich endlich in ärztliche Behandlung begab, war es bereits zu spät. Im Spital der barmherzigen Brüder, wo die furchtbare Zerstörung erkannt wurde, die der Krebs an ihrer Leber angerichtet hatte, verlöschte sie schmerzlos in den Armen des geliebten Mannes.

ILSE RINGLER-KELLNER

DER ÄHRENKRANZ

Verflochten bin ich gleich der schwanken Ähre
in dieses Weltgeschehens roten Kranz,
umbraust von Sturm, umspielt von Sonnenglanz,
auf daß sich meiner Körner Wachstum mehre.
Denn ein Geheimnis ward mir über Nacht:
Es gibt so reine, einfache Gedanken,
daß sie mit Seligkeit den Tag umranken.
Ich bin so arm. Das hat mich reich gemacht.
Nun füllen mich zum Rande Duft und Glanz!
Und hab doch nichts als meine Liebeslehre
und bin doch nur gleich jeder andern Ähre
gefügt in einen brennend roten Kranz.

Die Sudetendeutschen in der öffentlichen Meinung/Emil Franzel

Die Sudetendeutschen in der öffentlichen Meinung

Vor 15 Jahren begann die Austreibung der Sudetendeutschen aus ihrer Heimat. Rund zwei Millionen von ihnen haben in der Bundesrepublik eine neue Heimat gefunden, etwa dreiviertel Millionen sind in der sowjetisch besetzten Zone ansässig. In der Bundesrepublik stellen die Sudetendeutschen demnach etwa ein Fünfundzwanzigstel der Gesamtbevölkerung dar. Das scheint, auf den ersten Blick besehen, nicht viel zu sein. Da sich aber die Sudetendeutschen nicht gleichmäßig auf das Bundesgebiet verteilen, sondern in den süddeutschen Ländern massiert sind, treten sie hier im wirtschaftlichen und politischen Leben doch stark hervor. Die Eingliederung der Sudetendeutschen hat zweifellos große Fortschritte gemacht, und im gesellschaftlichen Leben sind zwischen ihnen und der einheimischen Bevölkerung kaum noch schwerwiegende Gegensätze bemerkbar.

Um so erstaunlicher ist es, daß die Sudetendeutschen als politische Gruppe weithin eine schlechte Presse haben und in der öffentlichen Meinung oft mit Mißtrauen, manchmal mit einer gewissen Feindseligkeit und im Durchschnitt als eine recht lästige Hypothek auf die deutsche Außenpolitik betrachtet werden. Man braucht sich nur an einzelne Pressekommentare zu dem vorjährigen Sudetendeutschen Tag zu erinnern. Die damals erhobene Beschuldigung, die Sudetendeutschen hätten in Wien eine neonazistische Kundgebung veranstaltet, erwies sich zwar als unhaltbar und wurde gerade von österreichischen Stellen entschieden dementiert, sie bewies aber, wie leicht die deutsche Öffentlichkeit gewissen Parolen zugänglich ist, wenn es sich um die Sudetendeutschen handelt. Der Revanchismus, den die östliche Propaganda dem gesamten deutschen Volk ansinnt, wird plötzlich nicht mehr als Hirngespinst, sondern als Realität angesehen, wenn man ihn einer kleinen, fest umschriebenen Volksgruppe nachsagt. Es liegt ebenso im Interesse der Sudetendeutschen wie des gesamten deutschen Volkes, sich über die Ursachen offensichtlicher Mißverständnisse im Verhältnis der Nation zu einer ihrer landsmannschaftlichen Gruppen Rechenschaft zu geben.

Die geschichtlichen Wurzeln

Sucht man nach den geschichtlichen Wurzeln einer gewissen Voreingenommenheit der deutschen Öffentlichkeit gegen die Sudetendeutschen, so stößt man in tieferen Schichten auf eine gefühlsmäßig tschechophile Haltung mancher Kreise des deutschen Volkes. Nicht so sehr die Abneigung gegen die Sudetendeutschen als eine Vorliebe für die Tschechen scheint der Ausgangspunkt für die sehr kritische Haltung der deutschen Öffentlichkeit gegenüber der gesamten sudetendeutschen Frage zu sein. Zwischen der deutschen Reformation, die das Denken eines Großteils der Nation und insbesondere das deutsche Geschichtsbild entscheidend beeinflußt hat, und dem tschechischen Hussitismus gibt es einen geistesgeschichtlichen Zusammenhang. Luther hat in seiner

These theologisch an einige Lehrsätze des Jan Hus angeknüpft. Eine der letzten Äußerungen Husens ist in den Zeiten der deutschen Reformation oft zitiert und auf Luther bezogen worden. Der Magister schrieb nämlich, er sei nur eine Gans — dies die Bedeutung seines Namens „Hus" — hundert Jahre nach ihm aber werde ein Schwan kommen, dessen Gesang man nicht werde unterdrücken können. Freilich geriet die Sympathie für den Hussitismus als religiöse Bewegung frühzeitig in Widerspruch zu der Erinnerung an die hussitischen Greuel während der Kriege zwischen Kaiser Sigismund und seinen aufrührerischen tschechischen Untertanen. Als sich Luther in der Leipziger Disputation auf Hus berief, brauste der Herzog von Sachsen heftig auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Der Strom der tschechischen und freilich auch deutschböhmischen Exulanten, die als religiös Verfolgte nach dem Siege der katholischen Partei auf dem Weißen Berg im Jahre 1620 nach den protestantischen Ländern Deutschlands floß, trug aber aufs neue dazu bei, dort Sympathien für die Tschechen zu erwecken. Durch die Böhmischen Brüder und ihren aus der Heimat vertriebenen Bischof Jan Amos Komensky, einem großen Geist von universalem Format, wurden im deutschen Protestantismus fruchtbare geistige Bewegungen ausgelöst, so z. B. die Gründung von Herrnhut. Die tatsächlichen Ursachen und Hintergründe des Aufstandes der böhmischen Stände, der den Dreißigjährigen Krieg entfesselte, sind erst sehr spät von der Geschichtsforschung aufgedeckt und noch später von der Geschichtschreibung objektiv dargestellt worden. Heute weiß man, daß bei jenem Aufstand das religiöse Moment eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Zweihundert Jahre lang aber erblickte man in den damals geschlagenen Tschechen religiöse und nationale Märtyrer. Das fand in der deutschen Literatur der älteren Zeit seinen Niederschlag.

Die „böhmischen Dörfer"

Als sich im Vormärz deutsche Schriftsteller aus Böhmen in Leipzig zusammenfanden, um von dort aus gegen das Metternichsche Regime opponieren zu können, griffen sie vielfach Stoffe aus der böhmischen Geschichte auf und stellten sie überwiegend in tschechenfreundlichem und prohussitischem Sinne dar. Alfred Meißner, Moritz Hartmann und Karl Herloßson dürfen hier genannt werden. In den demokratischen Kreisen Deutschlands fanden diese Stimmen ein lebhaftes Echo. Hatte sich schon die Romantik für die tschechische Geschichte und das Schicksal des tschechischen Volkes beinahe leidenschaftlich interessiert, so verband sich diese von Herder herkommende Sympathie nun mit liberalen und demokratischen Gefühlen. Die später von Masaryk entwickelte Geschichtsauffassung, die Tschechen seien die Träger der großen zivilisatorischen Ideen des Westens in Mitteleuropa, es sei ihre geschichtliche Mission seit Hus und Komensky, die Idee der Humanität und der Demokratie gegen die angeblichen militaristischen und theokratischen Tendenzen des Deutschen Reiches und Österreichs zu verfechten, diese für die Gründung des tschechischen Staates von 1918 so bedeutsam gewordene Geschichtsauffassung, konnte an *deutsche* Überlieferungen anknüpfen und stieß in der Intelligenzschicht des deutschen Volkes auf großes Verständnis.

Auch das hat dazu beigetragen, die sudetendeutsche Opposition gegen den Staat Masaryks, mindestens in freisinnigen Kreisen Deutschlands, von allem Anfang an verdächtig zu machen. Dagegen sind die Schriften des bedeutendsten Gegners Masa-

ryks, des Historikers Josef Pekař, der sich nicht wie Masaryk auf bloße Spekulationen und eigenwillige Behauptungen stützte, sondern ein Mann der exakten Wissenschaft und ein hervorragender Kenner des Quellenmaterials der böhmischen Geschichte war, erst sehr spät und eigentlich nur bruchstückweise und unzulänglich in Deutschland bekannt geworden.

Die regen Wirtschaftsbeziehungen, die sich im Zeichen des aufsteigenden Industrialismus zwischen dem Deutschen Reich und den böhmischen Ländern ergaben, haben das ihre dazu beigetragen, den meinungsbildenden Schichten des deutschen Bürgertums das tschechische Volk als einen vom Geiste des Fortschritts erfüllten und in seinem Gepräge durchaus europäischen Partner erscheinen zu lassen. Demgegenüber stellten sich die sudetendeutschen Beschwerden und Forderungen dann oft als lästige Rechthaberei dar, die nationalistischer oder provinzieller Engstirnigkeit entsprungen seien. Eine weit verbreitete Unkenntnis geographischer und ethnographischer Tatsachen bildete den Nährboden dieser Irrtümer.

Seit 1866 Österreich, und damit auch die böhmischen Länder, aus dem Deutschen Bund ausgeschieden waren, wurden diese ehemaligen Kerngebiete des alten Deutschen Reiches für weite Kreise des deutschen Volkes eine Terra incognita. Das Wort von den „böhmischen Dörfern", womit man unaussprechliche und fast hinter dem Mond liegende Gegenden gern bezeichnet, ist dafür ebenso typisch wie etwa Hindenburgs Wort vom „böhmischen Gefreiten" Hitler, das auf einer konsequent festgehaltenen Verwechslung von Braunau am Inn mit Braunau in Böhmen beruhte.

Für die Sudetendeutschen, die seit 1918 nicht nur um ihre politische Gleichberechtigung, um ihre Sprache und ihre Kultur, sondern auch um ihre Arbeitsplätze und ihre nackte Existenz erbittert kämpfen mußten, war es immer wieder ärgerlich, wenn Reichsdeutsche in Bodenbach oder Karlsbad ihrer Verwunderung Ausdruck gaben, daß hier so viel deutsch gesprochen werde, oder etwa gar respektvoll bemerkten, die Tschechen sprächen doch erstaunlich gut deutsch.

Die große deutsche Presse war in den zwanziger Jahren eher tschechophil als kritisch gegenüber der merkwürdigen tschechoslowakischen Demokratie und der Staatstheorie des Tschechoslowakismus. Gerade die demokratischen Kräfte des sudetendeutschen Volkes hatten es schwer, in Deutschland Verständnis und Unterstützung zu finden. Die deutschen Sozialdemokraten etwa konnten allenfalls noch in den sächsischen und schlesischen Blättern ihrer deutschen Bruderpartei Beiträge über die Zustände in der Tschechoslowakei unterbringen, niemals aber in dem tonangebenden Berliner „Vorwärts", der grundsätzlich nur die tschechischen, bekanntlich überaus nationalistischen Sozialdemokraten als legitime Sprecher der tschechoslowakischen Angelegenheiten anerkannte.

Aus falscher Perspektive

Die in nationaler Beziehung *radikalen* Kreise der Sudetendeutschen gewannen Anfang der dreißiger Jahre nicht zuletzt dadurch einen Vorsprung vor den gemäßigten und demokratischen Parteien, daß sie in steigendem Maße einen Widerhall bei der deutschen Rechten und ihrer Presse fanden und darauf verweisen konnten, daß die Sudetendeutschen von einem demokratischen Deutschland *nichts*, von einem nationalen Deutschland im Sinne der deutschen Rechten moralische und faktische Unterstützung erwarten könnten.

Wir haben es heute auf weiten Strecken mit Nachwirkungen dieser Haltung zu tun, und die Sudetendeutschen stoßen noch immer auf das Vorurteil, sie seien eben seit eh und je die Parteigänger des Rechtsradikalismus, die Tschechen aber die Verteidiger der Demokratie gewesen und sie dürften trotz aller Wandlungen auch heute noch dafür angesehen werden. Die Entwicklung der dreißiger Jahre erscheint jenen Deutschen, die damals gegen Hitler waren, und auch jenen, die erst nach 1945 die antifaschistische Front bezogen, als ein Beweis dafür, daß wir es bei den Sudetendeutschen nur mit Partisanen des Nationalismus, bei den Tschechen aber mit den letzten europäischen Widerstandskämpfern gegen Hitler und mit Opfern seiner brutalen Politik zu tun hätten.

Als 1938 viele Deutsche, die unter der Diktatur lebten, diese bereits drückend empfanden und ihre Beseitigung wünschten, erreichte die sudetendeutsche Begeisterung für Hitler ihren Höhepunkt. Aus jener Zeit sind die Sudetendeutschen den Altreichsdeutschen als die „letzten Heilhitlergrüßer" begreiflicherweise in unerfreulicher Erinnerung. Mit Recht aber können die Sudetendeutschen darauf verweisen, daß ihre Sympathien für das Dritte Reich sehr wenig mit dessen politischer Struktur zu tun hatten, sondern einfach dem mächtigen deutschen Volk galten, dessen rascher Wiederaufstieg zur Macht der sudetendeutschen Frage erst europäische Bedeutung verliehen hatte.

Zweifellos wird die Sudetendeutsche Partei, die ein äußerst vielschichtiges Gebilde war, wird die gesamte sudetendeutsche Volkstumsbewegung, werden die geistigen und politischen Strömungen und Kämpfe innerhalb des Sudetendeutschtums und schließlich die Ereignisse von 1938 in der deutschen Öffentlichkeit auch heute weithin falsch und fast immer auf eine gefährliche Weise vereinfacht und schablonisiert gesehen. Hier wäre noch sehr viel Aufklärungsarbeit und politisch-historische Erziehung nötig, um jene Ereignisse, die dann zum Zweiten Weltkrieg und zur Katastrophe führten, ins rechte Licht zu rücken. Aber die Sudetendeutschen sollten ihrerseits nicht vergessen, wie sehr in den Augen des deutschen Volkes 1938 der Hitlerismus mit der Sudetenfrage verschmolz, wie sich der Begriff der Goebbelspropaganda in ihrer schamlosesten Form gerade mit den Exzessen verband, die sie sich 1938 und im März 1939 zuschulden kommen ließ, und wie nun aus solchen Erinnerungen die Zwangsvorstellung entsteht, jede Wiederaufrollung der Sudetenfrage in irgendeiner Form sei bereits eine Erneuerung des Nazismus und der hitlerischen Katastrophenpolitik.

Demgegenüber wieder sollte die deutsche Öffentlichkeit unterscheiden lernen zwischen dem demokratisch zu rechtfertigenden und sittlich einwandfreien Kampf einer Volksgruppe von fast dreieinhalb Millionen Menschen gegen ein gewalttätiges und verlogenes Regime, wie es das Beneš gewesen ist, und zwischen dem Imperialismus Hitlers, der diesen Rechtskampf mißbrauchte, genau so wie er den Kampf des gesamtdeutschen Volkes gegen das Diktat von Versailles, wie er die sozialistische Sehnsucht der Massen und den Idealismus der deutschen Jugend mißbraucht hat. Man sollte auch nicht vergessen, daß es im Grunde England war, das nicht nur aus Furcht vor Hitler, sondern in Würdigung der berechtigten sudetendeutschen Forderungen 1938 die Sudetenfrage ins Rollen brachte und Beneš zur Abtretung des Sudetengebietes gezwungen hat, daß in München die Sudetendeutschen selbst gar nicht mehr als handelnde Faktoren in Erscheinung traten und daß sich im übrigen die Münchner Lö-

sung mit einer europäischen Befriedung durchaus hätte vereinbaren lassen, wenn es gelungen wäre, Hitlers Diktatur durch ein rechtsstaatliches System abzulösen.
Endlich aber sollte die deutsche Öffentlichkeit die Sudetenfrage nicht ausschließlich aus der Perspektive von 1938 sehen, sondern sich ein Bild von den tatsächlichen, durchaus maßvollen und sich in den Rahmen einer gesamteuropäischen Friedenspolitik fügenden Forderungen der sudetendeutschen Volksgruppe machen, die positiven Leistungen der Sudetendeutschen im heutigen Deutschland würdigen, insbesondere die Zusammenarbeit der Sudetendeutschen mit der Freiheitsbewegung der Tschechen im Ausland beachten und niemals vergessen, daß Selbstbestimmungsrecht und Freiheit, die wir für Mitteldeutschland und die Ostdeutschen fordern, eben unteilbar und eine Konsequenz der Menschenrechte überhaupt sind. Die Sudetendeutschen aber werden sich bewußt bleiben müssen, daß ihre Wünsche nur so weit verwirklicht werden können, als sie mit der Gesamtpolitik des deutschen Volkes realistisch vereinbar sind und daß die Haltung einer disziplinierten Volksgruppe, die eine aufbauende Kraft des demokratischen Rechtsstaates ist, auf die Dauer das stärkste Argument gegen Mißverständnisse, Mißdeutung und Vorurteile bleiben wird.

Exil und Zeit / Erazim V. Kohak

Nachstehender Artikel, der „Sklizeň" (September 1959) Red. Ant. Vlzch, Hamburg 13 — die Ernte — Auslese aus dem unabhängigen tschechischen und slowakischen Schrifttum laut deutsch-englisch-französischem Untertitel, entnommen, offenbart das Ringen um das Geschichtsbild unseres tschechischen Nachbarvolkes innerhalb der Emigration.
Unbeschadet der völlig entgegengesetzten Auffassungen sudetendeutscher Historiker und Publizisten und andererseits der Emigration, die in den zwei Jahrzehnten tschechischer Eigenstaatlichkeit von 1918 - 1938 den Höhepunkt ihrer Nationalgeschichte sieht, ergeben sich doch mehrere Parallelen. Kohak betont die Diskontinuität der Geschichte seines Volkes. Ist diese nicht auch in dem noch ungefestigten deutschen Geschichtsbild festzustellen, schon angesichts der Zäsuren in der deutschen Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre? Recht feinsinnig erscheint die Wertung der amerikanischen Revolution gegenüber der französischen und russischen. Im übrigen enthält die Monatsschrift „Sklizeň" außer solchen grundsätzlichen Artikeln regelmäßig schöngeistige Beiträge, worunter namentlich manche Perle moderner tschechischer Lyrik besondere Würdigung verdient. Die tschechische Zeitschrift gibt auch eine Übersicht über das sudetendeutsche Kunstschaffen, und bezieht in ihren Zeitungsspiegel tschechischer und slowakischer Exilorgane sudetendeutsche Publikationen ein, u. a. das „Sudetenland". Das sind erfreuliche Kontakte, wie sie leider in den zwei Jahrzehnten der ersten Tschechoslowakischen Republik kaum festzustellen waren. *R. M.*

Ich weiß nicht, ob man noch von einem tschechoslowakischen Exil sprechen kann. Unser sind zwar viele, etwa 60 000, vielleicht auch mehr: Exulanten, Emigranten und Touristen, die auf der Welle der neuzeitlichen Völkerwanderung reiten. Aber „Exil" ist ein Substantiv im Singular. Es bedeutet nicht nur 60 000 Individuen. Es stellt auch eine gewisse Einheit dar, wodurch wir uns nicht sehr auszeichnen. Wir sind

über die ganze Welt verstreut, mehr oder weniger erfüllt von der Sehnsucht nach Rückkehr, aber in allem andern entzweit. Hundert Polen sollen ein Klein-Polen sein. Ob das wahr ist, weiß ich nicht. Aber es ist nicht völlig unwahr, daß hundert Tschechoslovaken fünf Völker und 15 politische Parteien sind. War es doch zu Hause mit der Einheit nicht weit her! Solange die Sprache, das Streben um die bloße Erhaltung des nationalen Lebens ein ausreichendes Bindemittel war, etwa bis in die sechziger Jahre, war dies leichter. Oder es scheint wenigstens leichter aus der Perspektive von 100 Jahren. Aber wahr ist, daß wir, als wir aus dem Gröbsten waren, in Hunderte sich gegenseitig befehdender Gruppen und Grüppchen zerfielen. Es klingt etwas ironisch, aber ich weiß nicht, ob wir dem verstorbenen Kaiserlichen Herrn nicht dankbar sein sollten, daß er uns wenigstens einen einheitlichen Feind gab und eine gewisse Einheit in der schöpferischen Zeit unseres Abwehrkampfes. Wahr ist, daß unsere Spaltung, eine instinktive Abneigung gegen irgendwelche Gleichschaltung, der Mut, jeder für sich zu denken, eine notwendige Voraussetzung der Demokratie sind. Aber sie allein genügt nicht für die Demokratie. Unsere Gespaltenheit kann nur im Rahmen einer mindestens minimalen Einheit, einer gemeinsamen Sendung schöpferisch sein. Sonst verwandelt sie sich in eine zerstörerische Anarchie.

In normalen Zeiten bietet die äußere staatliche Struktur einen solchen Rahmen: Verfassung, Regierung, Flagge, Verwaltungseinrichtungen. Das ist zwar eine wirklich minimale Einheit, aber in ruhigen Zeiten zu schaffen. Das größte Problem des Exils ist es gerade, daß wir diese äußeren Merkmale der Einheit entbehren. Das ist ein Problem, aber auch eine Chance, weil uns gerade das zwingt, ernstlich die Fragen zu stellen, die wir zu Hause ignorieren konnten. Sie zwingt uns ernsthaft zu fragen, was wir als Grundlage der nationalen Einheit wählen: Was es für uns bedeutet, Tschechoslowaken zu sein.

Unsere Erneuerung fand eine Einheit in dem nackten Trieb nationaler Selbsterhaltung. In jüngster Vergangenheit gab dem Abwehrkampf im Ersten Weltkriege Masaryk die Einheit, im Zweiten Beneš. Aber da war die Einheit eher das Werk eines einzelnen als das der Nation. Sie erfüllte so ihre Aufgabe, aber sie fiel mit dem Tode des Menschen, auf den sie sich stützte. Und heute ist Masaryk tot. Tod sind auch Beneš und Jan Masaryk, und dem Exil fehlt eine große Persönlichkeit, die zum Symbol der nationalen Tradition werden könnte. Unsere Geschichte weist eine Reihe großer Männer und großer Augenblicke auf, aber es fehlt ihr die Kontinuität, die fähig wäre, Symbole zu bilden. Es ist eine immer wieder unterbrochene Geschichte, die Symbole vernichtet. So konnten Hus, das Hussitentum und die Glaubensfreiheit ein Symbol sein, das die Frage beantwortet hätte, was ein Tscheche ist. Aber diese Tradition wurde konsequent, bewußt und wirksam von den neuen Herren Böhmens nach dem Weißen Berg zerstört. Aus dem Leid der folgenden Generationen wuchs eine Art neuer Tradition empor, die ihren Ausklang im Landespatriotismus Bolzanos und den deutschen Studenten mit der rot-weißen Kokarde auf den Prager Barrikaden des Jahres 1848 hatte. Aber auch diese Tradition fiel unter dem Ansturm der Romantik, und die nationale Erneuerung des 19. Jahrhunderts ignorierte in begreiflichem Radikalismus ihr greifbares Erbe, den Ständetag.

Die Führer des damaligen Kampfes entschieden sich mit Recht, an diese Tradition nicht anzuknüpfen, denn sie war eng mit der Bedrückung nach dem Weißen Berg

verbunden. Aber die wiedererwachende Nation war schon ein katholisches Volk, und so konnte sie nicht völlig an jene zweite tschechische Tradition anknüpfen, an die Tradition der tschechischen Reformation. Die Wiedererweckung mußte versuchen, eine neue nationale Tradition zu formen. Diese neue Tradition, und nicht die Tradition vor dem Weißen Berge (vor 1620) oder die nachher, gipfelte in der Ersten Republik. Zwar knüpfte die erste Republik an eine reiche Vergangenheit an. Aber die Symbole der Nation mußte sie neu schaffen. Wenn uns 40, 60 oder 100 Jahre vergönnt gewesen wären, wäre dieses Werk vielleicht gelungen. Aber schon nach 20 Jahren waren diese neuen Symbole nationaler Einheit einem neuen Ansturm ausgesetzt. Die neuen deutschen Landesherren vernichteten wieder bewußt die tschechische Vergangenheit. Nach dem Kriege bemühten wir uns, an das Jahr 1938 anzuknüpfen, aber wir arbeiteten unter Druck, wie es sich ergab, und unsere dritte Republik in den Jahren 1945 - 1948 unterschied sich stark von der ersten. Wir bekannten uns zwar zu Masaryks Vermächtnis, aber mit Auswahl. Wir hatten Gründe hierfür, aber auf diese kommt es heute nicht mehr an. Es bleibt nur die Tatsache, daß wir nach 20 Jahren wiederum den Zusammenhang mit der Vergangenheit verloren haben. Und die heutigen Herren unseres Landes schreiten in diesem Werk fort. Aus ihrem Entschluß soll die tschechische Vergangenheit, besonders die der letzten 50 Jahre, die Legionen, Masaryk, die Grenzwacht von 1938, der Kampf in England, alles, was die moderne Tschechoslowakei geschaffen hat, verschwinden, und ersetzt werden durch eine nach kommunistischem Maß zugeschnittene künstliche Vergangenheit. Nicht der 28. Oktober, sondern der 7. November soll die Grundlage tschechoslowakischer Gegenwart sein.

Derart verlieren wir von neuem die Vergangenheit, und mit ihr die Hälfte des Lebens. Wir sagen uns zwar, daß wir in der Gegenwart leben, aber die menschliche Gegenwart ist eine äußerst knappe Weile, ein geometrischer Punkt in der Spannung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Zukunft, die offene Seite der Gegenwart, gibt ihr zwar die Möglichkeit und Schöpferkraft. Aber die Vergangenheit verleiht ihr Inhaltsreichtum, Mannigfaltigkeit und Fülle. Beide sind nötig, wenn unsere Gegenwart nicht kurzlebig, bedeutungslos, tierhaft sein soll. Sollen wir unsere Gegenwart als Menschen verstehen, wollen wir ihre Bedeutung und Tendenz erkennen, müssen wir uns merken, woraus sie hervorgeht und worin sie wurzelt. Nur so können wir sie in die Zukunft projizieren, die Werte sehen und beurteilen, die errungenen Werte und die, welche wir zu verwirklichen streben. Unsere Gegenwart muß nicht nur auf sich selbst, sondern auch zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft schauen. Darum entspringen im menschlichen Denken immer zwei Richtungen, zwei Strömungen: eine konservative und eine fortschrittliche. Das fortschrittliche Denken versteht die Gegenwart aus der Zukunft. Es mißt und beurteilt die Gegenwart nach den Zielen, welche diese zu erreichen bestrebt ist. So ist sie eine bewegende Kraft, der die Vergangenheit zurückgeblieben und verrottet erscheint. Das fortschrittliche Denken will neue Werte und ein neues Begreifen des menschlichen Lebens hervorbringen. Und weil die Zeit selbst „fortschrittlich" ist, vorwärts geht und die Vergangenheit überlebt, erstarrt und stirbt eine Gesellschaft, die die Zukunft nicht zu würdigen weiß; diese Zukunft, die in jeder Sekunde zu neuer Gegenwart wird. Das Europa nach dem Wiener Frieden war eine solche Gesellschaft, eine solche war auch das Österreich Franz Josefs, das die Vergangenheit zu schätzen

wußte, aber sich der Zukunft verschloß und darum zerschlagen werden mußte. Wir Tschechoslowaken haben das fortschrittliche Denken uns gerne angeeignet, weil unsere Vergangenheit der letzten drei Jahrhunderte nicht unsere lebendige Vergangenheit war, sondern die k. u. k. ärarische Vergangenheit, der wir uns gern entledigten, ohne Rücksicht auf das Opfer, das es für die Kontinuität der nationalen Tradition bedeutete. In unserem kulturellen und politischen Leben war das Wort „konservativ" beinahe ein Schimpfwort. Weil uns aber unser Fortschrittlertum blind machte vor der Notwendigkeit, die Vergangenheit zu erhalten und ihrer zu gedenken, konnten es die Kommunisten nach dem Kriege voll ausnutzen. Alles, was die Werte der Vergangenheit erhalten wollte, wurde zur Reaktion, und mit Recht oder zu Unrecht stimmten wir dieser Terminologie instinktiv zu.

Aber in den letzten Jahren veränderte sich die Lage. Unsere demokratische Vergangenheit ist heute weit anziehender als unsere kommunistische Zukunft. So lernen wir auch allmählich die konservativen Werte schätzen, die wir zu verhöhnen gewohnt waren. Wir sind uns bewußt, daß das fortschrittliche Denken nicht aus dem Nichts gestalten kann, sondern daß es den Reichtum der Vergangenheitswerte als Rohstoff seines Schaffens braucht. Die Französische und die Russische Revolution bemühten sich beide aus dem Nichts zu schaffen. Beide verwarfen ohne Einschränkung alle Vergangenheit und bemühten sich, die Zukunft aus papierenen Dogmen zu bilden. Ich möchte sagen, daß beide gerade deshalb in Diktatur umschlugen, weil sie ohne Vergangenheit, ohne den Maßstab schon errungener Werte wirkten. Ebenso denke ich, daß der Erfolg der Amerikanischen Revolution sich gerade darauf gründet, daß es eine nicht nur fortschrittliche, sondern auch eine konservative Revolution war, die die Zukunft aus dem Reichtum der Vergangenheit schuf. Es war eine schöpferische, keine zerstörende Revolution. Zum Unterschied von den Franzosen und Russen kämpften die Kolonisten in Amerika nicht um die Zerschlagung der alten Ordnung, sondern für die Erhaltung der Rechte und Werte, die ihnen als Untertanen des englischen Königs zustanden. Die Redewendung „our rights as Englishmen" — die Rechte der Engländer —, wiederholt sich immer wieder in den Dokumenten der Amerikanischen Revolution. Was aber von Amerikanern, Franzosen und Russen gilt, gilt auch für uns. Soll unsere künftige Revolution nicht dem russischen Beispiel folgen (ich gebrauche hier das Wort „Revolution" frei, im Sinne einer Veränderung der Verhältnisse in der Tschechoslowakischen Republik und in den übrigen Satellitenländern), so muß es eine Revolution für die Freiheit sein, für die Menschenrechte, für die Demokratie und Gesetzmäßigkeit, nicht bloß eine Revolution gegen den Kommunismus. Es muß eine Revolution sein, welche nicht nur zerstört, sondern auch bewahrt und schöpferisch ist.

Und da ersteht ein Problem und eine Aufgabe für uns. Wir sagen: Wenn das fortschrittliche Denken schöpferisch und nicht bloß zerstörend sein soll, muß es an Reichtum, Mannigfaltigkeit und Werte der Vergangenheit anknüpfen. Das wissen die Kommunisten und darum wollen sie uns jegliche Vergangenheit außer der künstlichen kommunistischen rauben. Die Zeit, die durch ihren Abstand verwirrt und verdunkelt, ist ihnen da der stärkste Bundesgenosse. Man kann behaupten, daß in der Tschechoslowakei heute eine antikommunistische Generation heranwächst. Wir haben genug Beweise, daß es wenigstens eine nichtkommunistische Generation ist. Aber es wäre schwerer zu behaupten, daß es eine Generation von Masarykschen Idealen

ist. Wir sagen zwar, daß die Wahrheit siegt und die Nation nichts vergißt. Vielleicht glauben wir das; vielleicht müssen wir das auch glauben, sollen wir die Hoffnung nicht verlieren. Aber siegt die Wahrheit, so nur deshalb, weil Menschen bereit sind, für sie zu kämpfen, und wenn die Nation nicht vergißt, so deshalb, weil es Menschen, Schulen, Zeitschriften und Bücher gibt, die sie an ihre Vergangenheit erinnern. Beachten wir, obwohl es unangenehm ist, daß die Nation nach dem Weißen Berge ihr Gedächtnis verlor. Im Jahre 1620 waren wir eine evangelische Nation. Vier oder fünf Generationen später, als der Majestätsbrief uns die Religionsfreiheit oder wenigstens die Tolerenz zurückgab, waren unter uns nur eine Handvoll Evangelischer übriggeblieben. Wie der einzelne, so braucht auch die Nation ein Gedächtnis. Und gerade um das Gedächtnis wollen uns die Kommunisten bringen. Sie können das in großem Ausmaß bewirken, weil das Gedächtnis eines Volkes nicht nur im Denken der einzelnen Menschen existiert, sondern es ist in Büchern, Zeitschriften, Vorträgen und Schulen. Es ist hauptsächlich in der öffentlichen Diskussion, und das alles ist unserem Volke genommen worden. Selten werden wir uns dessen bewußt, aber unser großes Privileg im Exil ist gerade, daß wir laut denken, schreiben, drucken (wenn auch nur im Zyklostyldruck) und debattieren können; wir können laut gedenken und an die Werte und Ideale der tschechoslowakischen Vergangenheit erinnern.

In diesem Privileg liegt für uns auch eine Aufgabe: das Gedächtnis der Nation zu sein. Im freien Vaterland, umgeben von greifbaren Resten der Vergangenheit, konnten wir diese Aufgabe anderen überlassen. Aber heute sind wir allein. Die tschechoslowakische Vergangenheit ist in weitem Ausmaß uns anvertraut, die wir laut gedenken können und dürfen. Ebenso wie die Kommunisten sich bemühen, die Vergangenheit zu vernichten, liegt es an uns, der Zeit und Propaganda zu trotzen und der Nation ihre Vergangenheit zu erhalten. Denn es ist ja geradezu überraschend, was wir als einzelne uns alles merken! Wir denken an die Legionen, die Erste Republik und München, die Zweite Republik, das Protektorat, den zweiten Abwehrkampf, an die drei Jahre einer Art von Freiheit nach dem Kriege. Das alles versuchen die Kommunisten zu verwischen, zu verfälschen, so umzuschreiben, daß unsere Jugend, auch wenn sie ihnen nicht glaubt, nicht weiß, was sie glauben soll. Diesen Reichtum tragen wir in der Welt mit, aber verlieren ihn, wenn wir im Exil sterben und uns in der ganzen Welt verstreuen. Falls das Exil noch länger dauert, und das ist gut möglich, können wir ihn ganz verlieren. Das wäre aber ein Schaden, den wir nur sehr schwer ersetzen würden. Ich sage nicht, daß dem Exil bloß die Vergangenheit gehört. Es gehört ihm auch ein Anteil an der Zukunft: An uns wird es liegen, daß wir der Nation dereinst die Ideen und Ideale der Völker bringen, die wir im Exil kennengelernt haben, daß wir der Nation einen Umriß der Möglichkeiten bringen, aus denen wir einst auswählen können. Das aber liegt alles in der Zukunft. In der Gegenwart können wir es uns nicht leisten zu vergessen, daß wir Wächter der nationalen Vergangenheit sind. An uns ist es, sie zu bewahren.

Hätte ich eine Million Dollar, oder Mark, oder Kronen, oder Franken, möchte ich ein Archiv eröffnen und jeden von uns auffordern, alles aufzuschreiben, wessen er sich erinnert, jedes Stück nationaler Vergangenheit aufzuschreiben, das er mitträgt, selbst wenn es ihm noch so bedeutungslos erscheint; zur Verarbeitung durch unsere Historiker im Exil, oder die künftigen daheim. Ich habe jene Million nicht, und ich werde sie kaum jemals haben: Die Schulmeisterei ist ein armes Handwerk.

Aber ich fordere euch auf, hauptsächlich euch Ältere: Vergesset nicht! Wenn Ihr vergesset, büßen wir von neuem den Reichtum unserer Vergangenheit ein. In Euch, und in uns Jungen, die ihre Nation erst finden, lebt die Vergangenheit des Volkes. Es ist keine Vergangenheit von Daten und Schlachten, aber eine Vergangenheit von Idealen in der im Gedächtnis haftenden Tat, eine Vergangenheit der Treue und des Schaffens, eine Vergangenheit von Symbolen der nationalen Tradition. Diese Vergangenheit ist am Ende der größte und gefährlichste Feind des Kommunismus. Der Zeit zu widerstehen und die Vergangenheit zu bewahren, ist, so denke ich, eine der wichtigsten Aufgaben des Exils.

Josef Moder

STROM IM OSTEN

Sein Gleiten atmet viel Gelassenheit,
als wäre er ein Spiegel für die Sterne,
die nächtens über der verlassnen Ferne
der Steppe stehn. Er gibt dir das Geleit

und eilt nicht. Denn er weiß, sein Weg ist weit,
und nur, wer ohne Hast geht, geht auch gerne.
Und wer noch keine Heimat hat, der lerne
sie suchen, wie der Strom sich einst befreit

in die erahnte Unermeßlichkeit
des Meeres, die er drängend in sich trägt
und unaufhaltsam, denn sie ist sein Ziel:

Dem Riesen gleich, der Felsen, hingelegt
vor seinen Fuß — als wäre es ein Spiel —
allein durch seines Schreitens Macht bewegt.

BERICHTE

Neue Stadt aus „wilder Wurzel" / Walter Brand

Daß Städte wachsen und sich ausdehnen ist kein Ereignis, das besondere Beachtung erweckt.

Wenn aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, mitten in einem mehr als dichtbesiedelten Lande, neue städtische Siedlungen buchstäblich aus dem Nichts entstehen und sich in wenigen Jahren nicht nur als für sich selbst lebensfähig erweisen, sondern darüber hinaus in ihre weitere Umgebung ausstrahlen, ja die wirtschaftliche und soziale Struktur ganzer Landkreise verändern und in positiver Weise ergänzen, dann ist dies ein siedlungs-, wirtschafts- und kulturpolitisches Ereignis, das der Aufmerksamkeit wert ist.

Dieser Vorgang ist in der westdeutschen Bundesrepublik an vielen Stellen Wirklichkeit geworden.

Wir meinen die Ortsgründungen, die nach dem 2. Weltkrieg in Westdeutschland, insbesondere in Bayern erfolgt sind. Orte wie Waldkraiburg, Neugablonz als neuer Stadtteil von Kaufbeuren, Traunreut, Geretsried, Neutraubling, Bubenreuth, Allendorf in Hessen und an manchen anderen Stellen, sind als solche Neugründungen weithin bekannt geworden.

Fast alle sind um das Jahr 1950, nach einigen Jahren der Anfangszeit, zu selbständigen Gemeinden erhoben worden oder haben sich als in sich geschlossene Ortsteile älterer Siedlungen selbständig entwickelt.

Einige von ihnen, so Waldkraiburg und Traunreut sind im Jahre 1960 nach nur 10 Jahren ihres Bestandes zu Stadtgemeinden erhoben worden.

Wenn auch die Verleihung der Bezeichnung „Stadt" heute keine kommunal-juristische Bedeutung hat, so liegt darin doch die Anerkennung einer großen Leistung.

Wenn im Folgenden das Entstehen der heutigen „Stadt Waldkraiburg" geschildert werden soll, dann möge dies lediglich stellvertretend für gleichgeartete Vorgänge an anderen Orten gelten; in den Grundzügen — wenn auch in den Einzelheiten vielfach abgewandelt — handelt es sich weitgehend um gleichartige Erscheinungen.

Als in den Jahren 1946/47 die Millionen der aus ihren jahrhundertealten im Osten gelegenen Siedlungsgebieten ansässigen Deutschen, aller ihrer Habe beraubt, in das zerstörte und völlig am Boden darniederliegende Westdeutschland verjagt wurden, geschah etwas einmaliges.

Diese Menschen gaben sich nicht einer verzweifelnden Resignation hin, sondern ihr dringendstes Anliegen war es, so rasch als möglich einen Arbeitsplatz zu finden, um sich und ihre Familien wieder durch die Arbeit ihrer Hände und Köpfe ernähren zu können, um nicht als totes Strandgut der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges der Allgemeinheit zur Last fallen zu müssen.

Auf ihren Streifzügen, solche Gelegenheiten zu finden, entdeckten sie die ausgedehn-

ten Rüstungsanlagen, die während des Dritten Reiches als Produktionsstätten der Waffenerzeugung in weit ausgedehnten, vorzüglich getarnten Waldgebieten angelegt worden waren.
Sie, die Vertriebenen, nicht die Behörden oder sonstige öffentliche Stellen, erkannten die Möglichkeit, sich in diesem zerstörten, wüst daliegenden und der endgültigen Vernichtung preisgegebenen Gelände anzusiedeln.
Es wird heute unumwunden zugegeben, daß diese Pläne — und dann etwas später die ersten tastenden Versuche — großer Skepsis begegneten und daß man vielfach der Überzeugung war, man solle diese Menschen wohl gewähren lassen, um sie von ihren Sorgen und Nöten, die nur zu leicht in eine gefährliche Radikalisierung hätten umschlagen können, abzulenken; daß aber aus diesen Versuchen, wirklich in sich gesunde, wirtschaftliche Erträge bringende und soziologisch lebensfähige Gebilde erwachsen würden, glaubte, außer wenigen weitblickenden Männern, deren voller Dankbarkeit gedacht sein soll, kaum jemand.
Es wäre ungerecht, diese Skepsis und dieses Mißtrauen als einen Ausdruck mißgünstiger Einstellung werten zu wollen.
Wer diese Gelände damals unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gesehen hat, konnte einfach nicht glauben, daß aus diesen Trümmerstätten neues Leben erblühen könnte.
Erst in dieser Gegenüberstellung aber wird die große Leistung sichtbar, die von den neuen Ansiedlern vollbracht wurde, die buchstäblich mit nichts beginnen konnten als mit der bloßen Kraft ihrer schaffenden Hände, ihres planenden Geistes und dem unbändigen Willen trotz aller Schwierigkeiten nicht zu kapitulieren.
Man muß einmal in einer seltenen Stunde im Kreis solcher „alten Pioniere" gesessen haben, wenn sich ihr Herz auftat und sie von dem ersten Anfang zu erzählen beginnen. Dann ist es als hörte man Sagen aus längst vergangenen Zeiten, so wie es vielleicht ähnlich vor vielen Jahrhunderten gewesen sein mag, als die deutschen „Ostfahrer" gerufen und gebeten von den Landesherren jener fernen und fremden Länder, ausgezogen waren, um in friedlicher Arbeit der westlich abendländischen Welt und der christlich geprägten Kultur die weiten Lande des östlichen Europas zu erschließen.
Wer weiß es heute noch, daß zum Beispiel die vertriebenen Graslitzer Musikinstrumentenmacher damit anfingen, aus alten Konservendosen, die sie im Gelände fanden, alte Musikinstrumente zu reparieren und neue zu formen; wer weiß noch davon, daß das Holz alter Munitionskisten den wertvollen Rohstoff für die ersten Holzgeräte aller Art abgab; wer weiß heute noch etwas von dem erfinderischen Geist und dem Können, mit dem alte, zerstörte Maschinen wieder in Gang gebracht wurden, um nicht mehr Produkte der Vernichtung, sondern Erzeugnisse des dringendsten Bedarfes herzustellen?
Heute geht manchmal ein stilles Lächeln über die Gesichter dieser Männer und Frauen, wenn sie von den Schlichen und Listen berichten, mit denen dieses oder jenes den Besatzungsbehörden oder den eigenen Dienststellen abgerungen werden mußte.
Vielleicht erinnert sich in München heute noch ein hoher Ministerialbeamter an die etwas eigenartige Szene, als er in seinem schon wohlgeheizten Büro eine Deputation empfing, die er trotz aller freundlichen Aufforderung nicht dazu bringen konnte,

„Gesprengter Bunker in Waldkraiburg"

ihre seltsamen und abgetragenen Mäntel abzulegen, obwohl ihnen schließlich der Schweiß über die Gesichter lief — er konnte nicht ahnen, daß sie ihre Mäntel nicht ausziehen konnten, weil sie darunter nur Hemden, aber keine Oberkleidung anhatten; denn sie besaßen ja keine.

Oder kann sich heute noch jemand vorstellen, was es hieß, als um die Zeit der Währungsreform 1948, als gerade die ersten Produktionsstätten erfolgversprechend angelaufen waren, plötzlich alles stehen und liegen zu lassen, um für viele, lange Wochen zu Pickel und Schaufel zu greifen, weil die Besatzungsmacht angeordnet hatte: Wenn nicht bis zu diesem bestimmten Tage die aus Tarnungsgründen hoch unter aufgeschütteter Erde verborgenen Bunker freigelegt und ein breiter Streifen Wald um sie herum gefällt sei, würden sie rücksichtslos gesprengt werden; wobei gar nicht weiter auf solche Unsinnigkeiten eingegangen werden soll, daß Anlagen, die für den Neuaufbau von unschätzbarem Wert gewesen wären, wie vollfunktionsfähige Fernheizleitungen, eingerichtete Lazarette usw., die den Krieg unbeschädigt überstanden hatten, bereits gesprengt worden waren, nur weil sie eben auch einem Rüstungswerk gedient hatten.

In jenen Wochen der rastlosen Enttarnungsarbeit bei Tag und Nacht verschwand jeder „Klassenunterschied": Arbeiter, Angestellte und „Unternehmer" arbeiteten besessen mit blutenden Händen, um für den friedlichen Aufbau zu retten, was noch zu retten war.

Als im Jahre 1946 die ersten Ansiedler in die weiten Waldgebiete der ehemaligen Pulverfabrik des „Werkes Kraiburg", 12 Kilometer westlich der Kreisstadt Mühldorf am Inn, einsickerten und dann die ersten geschlossenen Vertriebenentransporte in die geplünderten und halb zerstörten Barackenlager der Gemeinde Pürten eingewiesen wurden, fanden sie nichts vor, als ein unwirtliches Waldland, durchsetzt mit hunderten von Betonbunkern. Damals hausten nur eine Handvoll Menschen im ganzen Gelände, die hier den Krieg überdauert hatten. Zum Zeitpunkt der Gemeindegründung im Jahre 1950 waren es immerhin schon knapp 2 000 Menschen; heute zum Zeitpunkt der Stadterhebung haben rd. 8 500 Menschen hier neue Heimat und Arbeit gefunden.

Die Notwendigkeit einen eigenen kommunalpolitischen Körper zu schaffen, ergab sich zwingend aus der so völlig anders gearteten, auf die gewerblich-industrielle Erzeugung ausgerichteten Struktur dieser neuen Siedlung, inmitten einer rein agrarischen Landschaft.

Die wirtschaftlichen Erfordernisse — aber auch der gesamte Habitus der Neuankömmlinge — waren so gänzlich anderer Art, daß die neuauftauchenden Probleme von den alten Landgemeinden überhaupt nicht hätten gelöst werden können.

Es ist interessant, daß die Anregung zu einer eigenen politischen Gemeinde zuerst von diesen Landgemeinden ausging, die — durchaus natürlich und begreiflich — sich geradezu von einer Revolution ihres gesamten Lebensrhythmus bedroht sahen.

Dieser Schritt zur kommunalpolitischen Verselbständigung hat sich in jeder Hinsicht und für alle Beteiligten als segensreich erwiesen.

Heute arbeiten in Waldkraiburg 56 Industriebetriebe, meist mittlerer Betriebsgröße mit einem Erzeugungsprogramm, das metallverarbeitende und chemische Werke, Glaserzeugung, Glasveredelung, Erzeugung von Kunststoffolien aller Art, die Produktion von Autoreifen und Bremsbelägen, die Herstellung hochwertigster Musik-

„Waldkraiburg", Luftaufnahme
„Waldkraiburg", Siedlung

instrumente, die Erzeugung von Steinnuß- und Kunststoffknöpfen und viele andere Branchen umfaßt.
Mehr als 3 700 Menschen verdienen heute in Waldkraiburg ihr Brot, von denen noch täglich etwa 1 200 aus der ganzen näheren und weiteren Umgebung nach Waldkraiburg einpendeln. In knapp 10 Jahren wurden hier rd. 2 000 Neubauwohnungen geschaffen, darunter 1 000 allein von der örtlichen Baugenossenschaft, denn nach dem Kriege gab es in diesem Gelände überhaupt keine Wohnungen für den zivilen Bedarf.
Es war ein entscheidender Schritt, als das Land Bayern 1952 zur Verwertung dieser ehemals dem Reich gehörenden Munitionsanstalten und dieser ganzen Gelände die „Bayer. Landesanstalt für Aufbaufinanzierung" als Anstalt des öffentlichen Rechts ins Leben rief, die seither die Überleitung von Grund und Boden in private Hand ermöglicht und damit erst die echten Voraussetzungen für eine dauernde Ansiedlung schuf, denn bis dahin hatten die Ansiedler ihre Erzeugungsstätten auf fremden Grund und Boden errichten müssen, nichtwissend, ob sie nicht eines Tages wieder ihre Bündel schnüren müßten, vor allem aber ohne Möglichkeit, die lebensnotwendigen Kredite durch Grundschulden oder Hypotheken absichern zu können.
Während die „Erstausstattung", die die Gemeinde seitens des Landes Bayern erhalten 1960 die 200-Millionen-Grenze, wobei der Großteil der Erzeugung ins Ausland exportiert wird. Betrug der gemeindliche ordentliche Haushalt im Jahre 1950 in Einnahmen und Ausgaben 123 803.59 DM, so erreichte er 1959 den stattlichen Betrag von 2 620 189.79 DM in den Einnahmen und 2 567 810.04 DM in den Ausgaben, wozu noch ein außerordentlicher Haushalt von 316 629.64 DM in Einnahmen und Ausgaben kommt.
Die Steuern und steuerähnlichen Einnahmen stiegen von 86 520,93 DM im Jahre 1950 auf 883 851.98 DM im Jahre 1959, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß infolge der verschiedenen Vergünstigungen dieser „heimatvertriebenen" Betriebe die Steuerkraft noch immer erheblich unter dem Landesdurchschnitt liegt.
Welche Bedeutung diese Gemeinde aber darüber hinaus für den gesamten Landkreis hat, erkennt man, wenn man feststellen darf, daß die Kreisumlage 1950 Null betrug, bis zum Jahre 1959 auf 227 108.62 DM angestiegen war und im Jahre 1960 wohl hart an die Grenze von 300 000.— DM herankommen dürfte, wenn diese nicht vielleicht sogar überschritten wird.
Während die „Erstausstattung" die die Gemeinde seitens des Landes Bayern erhalten konnte, ganze fünfzehntausend DM betrug, verfügt sie mit dem Stande vom 31. 3. 60 über ein Reinvermögen von 4 447 762.— DM.
Dankbar sei in diesem Zusammenhang der vielfältigen Hilfen des Bundes, des Landes Bayern und des Landkreises Mühldorf gedacht, ohne die dieses Aufbauwerk unmöglich gewesen wäre, die aber andererseits vergeblich geblieben wären, wenn sie nicht durch das Können und die rastlose Arbeit dieser Menschen in wirtschaftliche Produktivität umgesetzt worden wären.
Erstaunliches wurde auf dem Gebiete der öffentlichen Einrichtungen geleistet.
Während diese, dem allgemeinen Wohl dienenden und unerläßlich notwendigen Anlagen im normalen, allmählichen Entwicklungsgang der alten Gemeinwesen organisch im langsamen Wachstum geschaffen werden konnten, mußte hier alles gewissermaßen über Nacht geschehen, denn die Kinder müssen heute in die Schule gehen und können nicht Jahre oder Jahrzehnte lang auf die Schulgebäude warten, die Straßen

müssen heute erschlossen und gebaut werden, um dem immer stärker werdenden Verkehr und den wirtschaftlichen Bedürfnissen zu dienen, elektrische Licht- und Kraftstromleitungen sind Voraussetzungen für die Entfaltung des Lebens und der Produktion, die Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung muß sicher gestellt werden usw. usf.

Heute verfügt der Ort über eine große und modern ausgestattete, 21-klassige Volksschule, eine staatliche Mittelschule des gewerblichen und hauswirtschaftlichen Zweiges, eine ausgezeichnete öffentliche Bücherei, zum Teil über modern und großzügig ausgebaute Straßenzüge, ein schön gelegenes Waldbad, das ein Anziehungspunkt für die Umgebung ist, eine großartige Sportanlage, die selbst internationalen Ansprüchen gerecht wird, einen tiefe Ruhe und heiligen Frieden atmenden Waldfriedhof usw. usf.

Wenn auch Waldkraiburg das gemeinsame Werk aller hier schaffenden Menschen ist, so muß dennoch wenigstens der Name eines Mannes genannt werden, der in kühner Vorausplanung bereits im Jahre 1948 — und diese Planung von damals gilt in ihren Grundzügen noch heute — die heutigen Möglichkeiten vorweggenommen und seither mit nie ermüdender Energie das Aufbauwerk vorangebracht hat: des Bürgermeisters Hubert Rösler, der seit der Gründung Waldkraiburgs als selbständige Gemeinde ununterbrochen an der Spitze der Kommunalverwaltung steht und im Frühjahr 1960 durch das Vertrauen der absoluten Mehrheit der Bürger dieses Ortes für weitere 6 Jahre mit der schweren Bürde dieses Amtes betraut wurde.

Ein besonderer Glücksfall wurde Waldkraiburg beschert, als in den letzten Jahren in unmittelbarer Nähe, bei Ampfing und im Isentale gewaltige Erdgasvorkommen erschlossen wurden. Damit erhielt die hiesige Industrie eine entscheidende Standortverbesserung, die sie von der so weit entfernten Kohlenbasis des Ruhrgebietes oder von einer teueren Ölversorgung völlig unabhängig macht.

Waldkraiburg ist die erste Stadt in det Bundesrepublik, die mit reinem giftfreien und hohen Heizwert enthaltenden natürlichem Erdgas versorgt wird.

Neben dem stolzen wirtschaftlichen Aufschwung ist aber auch das kulturelle Leben nicht zu kurz gekommen, wenn man auch — gewissermaßen mit dem Zeitraffer betrachtet — gerade im Werdegang dieser Stadt den alten Siedlerspruch wiederum bestätigt findet, daß die ersten den Tod, die zweiten die Not und daß die dritten das Brot haben.

Es ist begreiflich, daß in den ersten Jahren, die nur von der Sorge um die kärgliche tägliche Existenz erfüllt waren, die kulturellen und geistigen Bestrebungen zwangsläufig überlagert werden mußten. Je mehr sich aber die äußeren Lebensverhältnisse konsolidierten, umsomehr begannen sich auch die übrigen Bereiche des menschlichen Daseins, die ihm in Wahrheit erst Sinn und Wert verleihen, zu entfalten.

Heute ist der Ort erfüllt von einem reichen gesellschaftlich-kulturellen Leben, das sich besonders in den verschiedensten landsmannschaftlichen Organisationen und einem reichverzweigten Vereinswesen wiederspiegelt.

Mit besonderer Genugtuung darf aber festgestellt werden, daß sich in den letzten Jahren auch eine lebendige kulturelle Tätigkeit in den höheren Formen des geistigen Lebens entwickelte. Hier sind insbesondere die ausschließlich aus Laien bestehende und heute ein beachtliches künstlerisches Niveau bietende „Orchestervereinigung", sowie die Gesangsvereine, zu nennen.

Ganz besonderen Aufschwung nahmen die geistigen Bestrebungen, als im Vorjahre

eine Volkshochschule gegründet wurde, die neben den üblichen Ausbildungskursen der Bevölkerung unter ihrer ausgezeichneten Leitung auch künstlerische und wissenschaftliche Darbietungen hohen Ranges vermittelt.

Im Herbst 1960 ging auch ein langgehegter Wunsch vieler in Erfüllung, daß es durch Schaffung eines Theaterringes nunmehr gelungen ist, auch regelmäßige Theaterveranstaltungen in Waldkraiburg durchzuführen.

Die Aufgeschlossenheit der Bürgerschaft und des Stadtrates für die kulturellen Anliegen zeigt sich aber auch darin, daß es mit vereinten Anstrengungen gelungen ist, dem greisen Altmeister sudetendeutscher Graphik und Malerei, Professor Ferdinand Staeger hier eine neue Heimstätte zu schaffen. Im Auftrage der Baugenossenschaft schuf der bekannte Künstler Srb-Schloßbauer einen eindrucksvollen „Rübezahlbrunnen"; eine Glasbläsergruppe der Künstlerin Brunotte schmückt ein Wohnhaus in der Berliner Straße gegenüber der Glashütte, und die Drahtplastiken „der heilige Franziskus" und „der Vogel Phoenix" von E. Neidhart gestaltet, zieren weitere Baulichkeiten.

Gerade diese Feststellung, daß die Bürgerschaft Waldkraiburg nicht nur im rein materiellen Erwerbsstreben aufgeht, sondern sich die Aufgeschlossenheit für die höheren Güter dieser Welt bewahrt hat, darf als besonders beglückendes Zeichen gewertet werden.

Sicherlich, diese Gemeinde, nun junge Stadt, ist noch lange nicht über alle Schwierigkeiten und Gefährdungen hinweg. Wer aber dieses hier von Energie vibrierende Leben betrachtet, darf die Überzeugung hegen, daß das Planungsziel, das im Endausbau eine Stadt von etwa 20 000 Einwohnern vorsieht, im Laufe der Zeit verwirklicht werden kann.

Nicht, was wir erleben,
sondern wie wir empfinden, was wir erleben,
macht unser Schicksal aus.

(Marie v. Ebner-Eschenbach)

Josef Blau / Kurt Oberdorffer

12. August 1872 — 22. Oktober 1960

Eine große Trauergemeinde hat diesem treuen Mann in Straubing das Geleit zur Grabstätte gegeben. Die heimatvertriebenen Böhmerwäldler und die Niederbayern aus dem Bayerischen Wald haben in Josef Blau einen Landsmann verloren, dem sie sich in außergewöhnlichem Ausmaß zu Dank verpflichtet fühlen. Mitten unter ihnen sprachen ein Staatsminister und ein Vertreter wissenschaftlicher Institute und Körperschaften in gleicher Herzlichkeit von einem Lebenswerk, das weit über die Heimat hinausgegriffen hat.

Im Sommer waren es 40 Jahre gewesen, als der damals 48-jährige Oberlehrer zu einer ersten sudetendeutschen Tagung für Heimatkunde in Neuern im Böhmerwald Lehrer, Studenten, alte und junge Forscher aus allen deutschen Landschaften der Sudetenländer versammelt hatte. Zusammen mit seinem Freund, dem Dichter Hans Watzlik, und dem Gymnasiallehrer von der böhmisch-mährischen Grenze Dr. Emil Lehmann hatte er die Einladungen ergehen lassen, um in jenen Jahren der neuen politischen Lage die Verantwortung für die heimatliche Landschaft zu werktätiger Heimatpflege zu ermuntern. Josef Blau, damals in Freihöls bei Neuern tätig, war durch sein Buch „Der Lehrer als Heimatforscher" und seine Mitarbeit an den volkskundlichen Forschungen des Prager Universitätsprofessors Adolf Hauffen seit einem guten Jahrzehnt bekannt geworden. Er war einst aus der Lehrerbildungsanstalt in Prag zu seinen Bauern, Holzarbeitern und Glasmachern in den heimatlichen Böhmerwald zurückgekehrt und hatte gleich jenem Arzt aus Adalbert Stifters „Mappe meines Urgroßvaters" das Große im Kleinen durch Treue im engsten Lebenskreis zu forschen und pflegen gelernt.

Die lebhaft aufwachsende Heimatforschung folgte in vielen seinem Beispiel und seinen nun häufigeren Veröffentlichungen. Der Wegweiser für die Heimatforscher erschien in neuer Auflage, für die Gemeinde-Gedenkbuchführer schrieb er eine eigene praktische Publikation, ein Wanderbuch für den Böhmer- und Bayerwald (1921), lehrte, auch die volkskundlichen und heimatgeschichtlichen Dinge beachten und die alte Bauernkunst sehen. Ein süddeutsches Weihnachtsspiel sowie Krippen-Lieder ebenso deutsches und westslawisches Sagengut veröffentlichte Josef Blau aus seinen seit Jahrzehnten gesammelten Aufzeichnungen. Hatte er vor dem ersten Weltkrieg die „Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst" in zwei umfangreichen Bänden mit weit über 200 Bildern 1917 und 1918 im Druck herausgegeben, so lassen die Veröffentlichungen des Fünfzigjährigen dann auch die tiefe soziale Verantwortung erkennen, die ihn etwa den „Waldleuten und Arbeitergestalten" ein eigenes Buch schreiben ließ. Diese sozialgeschichtlichen Studien und Forschungen gipfeln in seinem großen Werk „Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwald" (1932 - 1934). Darin wird sogleich deutlich, in welch großem Umfang er die Archivbestände auch in den Gutshäusern und Pfarreien im ganzen Land, aber auch in Prag und München, durchgearbeitet hatte. Der Kampf dieser Grenzbauern um ihre alten Rechte gegen die Härten grundherrlicher Beamter führte ihn dann auch zu Studien über die Geschichte der nördlich benachbarten tschechischen Grenzbauern, der Choden. Diese Arbeit und

die Neuauflage der Geschichte der Freibauern blieben übrigens Anliegen, die ihn bis in die letzten Wochen lebhaft beschäftigt haben.
Es darf nicht Wunder nehmen, daß sich Blau 1926 an eine „Landes- und Volkskunde der tschechoslowakischen Republik" gewagt hatte. Es ist sein großes Verantwortungsbewußtsein gewesen, das ihn jene Treue zum Lande gelehrt hatte, die Volksbewußtsein und Heimatliebe mit den Pflichten eines Bürgers auch im fremdnationalen Staat redlich verband. Josef Blau hatte schon vor 1918 die ehrenvolle Beauftragung als örtlicher Konservator der Österreichischen Zentralkommission für Denkmalpflege erhalten und er erfüllte diese Aufgaben innerhalb seiner heimatlichen Landschaft auch als Denkmalpfleger unter dem Prager Staatsdenkmalamt. Ehrenamtlich war auch nach wie vor seine Mitarbeit bei den verschiedenen wissenschaftlichen Erhebungen der Namenforschung und Volkskunde und es war nur recht und billig, daß ihn die Prager deutschen Hochschullehrer in den Ausschuß des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen als Mitglied beriefen.
Diese stille verläßliche Mitarbeit und Mitverantwortung hat auch dem heimatvertriebenen Oberlehrer, der sich nach 1938 nicht angepaßt hatte, sondern seiner Haltung und seinen Freunden in der sozialdemokratischen Bewegung treu geblieben war, zur wiedererwachten sudetenländischen Geschichtspflege geführt. Bei der Gründung der, später „Historische Kommission der Sudetenländer" genannten, Arbeitsgruppe im Adalbert-Stifter-Verein wirkte er schon zu Pfingsten 1949 mit und im Bayerischen Wald-Verein wie im Landes-Verein für Heimatpflege und Volkskunde in Bayern wurde er gern als Mitarbeiter aufgenommen. Er arbeitete in seinen neuen Wohnsitzen im Bayerischen Wald in Schachen und bei Metten, in Deggendorf und seit 1957 in Straubing, an neuen Forschungsaufgaben und formte sie zu reifen Büchern aus. So erschien 1955 bzw. 1957 in 2 Bänden „Die Glasmacher im Bayer- und Böhmerwald in Volkskunde und Kulturgeschichte". In diesen 650 Seiten ist eine unvorstellbare Ernte an arbeitsgeschichtlichen und familienkundlichen Stoffen geborgen. Aber auch ein völlig neues Kapitel begann er, indem er der 1873 gegründeten Siedlung „Bayerischer und Böhmerwäldler Auswanderer in Brasilien" anhand von Familienpapieren nachging und 1959 ein wertvolles Buch vorlegen konnte.
Einst hatte Josef Blau, angeregt durch seinen Freund und späteren Nachbarn in Neuern, Hans Watzlik, begonnen, in Form von historischen Festspielen Sagenstoffe und vielerlei Erzählgut, das er in den Jahrzehnten gespeichert hatte, dichterisch-erzählerisch zu verwerten. Der 80-jährige Mann, der von seinen Fenstern nach den Höhen des Böhmerwaldes im Umkreis von Arber und Osser aussah, schrieb 3 Romane, die überreich an volkskundlichen Darstellungen sind. „Der Richter", ein Roman, der von den ersten Siedlern im Chodenwald erzählt, „Die Wildnus" ein abenteuerlicher Roman aus dem 30-jährigen Krieg, „Die goldene Säule" ein Roman von den Schicksalen einer Bäuerin aus den Jahrzehnten vor dem ersten Kriege. Daneben erschienen noch manche kleinere historische Erzählungen. Die Verlage Michael Laßleben in Kallmünz und Edmund Gans in Gräfelfing bei München verdienen neben dem Stifter-Verein in München besonderen Dank, daß sie sich dieser Bücher angenommen haben.
Die Straubinger Heimatforscher-Runde wie auch das Collegium Carolinum in München haben Blau noch im Vorjahre bei Tagungen und Abenden als aufmerksamen und kritischen Hörer begrüßen können und die alten Freunde, die jahrzehntelang mit

ihm, Emil Lehmann sowie Ignaz Göth, dem verstorbenen Iglauer Lehrer, in der Zeitschrift „Heimatbildung" zusammenwirken konnten, werden ihn nicht vergessen können. Diesem Lebenswerk durch Arbeit dienend, wird der Kreis der jungen Historiker und Volkskundler in seinem Geist der Geschichte des deutschen Böhmerwaldes bei dem Verwurzeln im bayerischen Bewußtsein sicher helfen wollen.

Volkstum und Gesinnung / Karl Kern

Die sudetendeutschen Sozialdemokraten in Skandinavien
(Schluß)

Die „Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten" wurde als die Fortsetzung der alten Partei schon wenige Wochen nach Eintreffen der ersten sudetendeutschen Flüchtlinge in Skandinavien gebildet. Ihr Vorsitzender wurde Ernst Paul, der jedoch bis zur Errichtung des Protektorats zum Zwecke der Hilfeleistung an die Zuhausegebliebenen ununterbrochen zwischen Schweden, der Tschechoslowakei und England hin und her reiste. Zwischendurch gelang ihm noch die Gründung einer sudetendeutschen Zeitschrift, der „Sudetenstimme", die in Malmö redigiert und in Oslo gedruckt wurde. Die Mitarbeit an dieser Zeitschrift erfolgte kostenlos. So blieb es auch bei den späteren Veröffentlichungen bis in unsere Tage. Die Zeitschrift erschien sechsmal und entwickelte von Anfang an die für die Tätigkeit der sudetendeutschen Flüchtlinge bestimmenden Gedanken: Niederwerfung des Nazismus, Befreiung der Heimat, Umbildung der Tschechoslowakei in eine nationale Föderation, in der alle Völker gleichberechtigt sind. Die Besetzung Norwegens machte dem Bestehen der Zeitschrift ein jähes Ende. Bis zum Jahre 1943 gab die Leitung der Treuegemeinschaft — wir nennen sie in der Fortsetzung kurz TG — dann gelegentliche Rundschreiben heraus; außerdem wurde die in London erscheinende Zeitschrift „Sozialdemokrat" in Schweden verbreitet. 1943 begannen dann die „Blätter" zu erscheinen, eine hektographierte Zeitschrift, die heute noch herauskommt und ganz von den Sudetendeutschen erhalten wird. Sie spielten bei dem Kampf gegen die Aussiedlung eine gewisse Rolle und erfreuen sich heute noch bei Freund und Feind großer Aufmerksamkeit. Zu ihren hauptsächlichsten Mitarbeitern gehörten neben Ernst Paul und Karl Kern der 1948 verstorbene Schriftsteller Josef Hofbauer, der ehemalige Senator Carl Heller und der Journalist Weikert, der heute noch ihr Gestalter ist. 1948 wurde mit Mitteln, die von den Sudetendeutschen in Schweden aufgebracht worden waren, die Broschüre „Ruhm und Tragik der sudetendeutschen Arbeiterbewegung" herausgebracht, in der Ernst Paul die Geschichte der Bewegung aus den letzten zwei Jahrzehnten ergeifend geschildert hat. Daneben erschien durch eine kürzere Zeit eine kleine Zeitschrift für die jungen Mitglieder der TG, und außerdem

wurden verschiedene Sonderrundschreiben im Zusammenhang mit der Polemik gegen einige „Beneschisten" unter den Flüchtlingen und Pressekorrespondenzen in schwedischer Sprache herausgegeben. Die „Blätter" dienten auch der Vermittlung von Literatur, wie sie sich überhaupt bemühten, neben der Darstellung der politischen Entwicklung die Verbindung mit den kulturellen Überlieferungen des Volkes lebendig zu erhalten. — Dies war durch den Zuwachs, den die sudetendeutsche Emigration nach 1948 erhalten hatte, wesentlich leichter geworden. Denn viele der Neuangelangten gliederten sich in die TG ein. Die früher in Dänemark und Norwegen ansässig gewesenen Landsleute kehrten jedoch fast alle in ihre ursprünglichen Gastländer zurück, in denen sie willkommener waren als sie es jemals bei den Tschechen hätten werden können.

Die Aufgaben der TG haben sich seit ihrer Gründung stark gewandelt. Zunächst war die Gemeinschaft Ersatz oder Fortsetzung der alten Partei, und die Mitglieder waren ausschließlich überzeugte Sozialdemokraten. Sie hielten die Verbindung mit der Heimat aufrecht, versuchten um Verständnis für die besondere Lage der demokratisch gesinnten Sudetendeutschen zu werben und vertraten die politischen Beschlüsse und Weisungen, die von der Zentrale der TG in London unter der Leitung von Wenzel Jaksch gefaßt wurden. War die politische Tätigkeit im Anfang fast ausschließlich gegen den Nazismus gerichtet, begann sich die TG in Schweden sehr bald mit den Aussiedlungsplänen der tschechischen Londonregierung zu beschäftigen. Sie nahm, wie auch die TG in England, sofort entschieden Stellung gegen diese Pläne, und zwar eindeutig und in der schärfsten Weise. Vor allem äußerte sich der Kampf gegen die Aussiedlung in den „Blättern". Es war ein ungleicher Kampf. Denn der tschechischen Regierung standen große Mittel zur Verfügung, von denen auch die inoffizielle Vertretung der Tschechoslowakei in Stockholm einen entsprechenden Teil abbekam. Die tschechische Vertretung in Stockholm, deren wichtigster Mann der Legationssekretär Vaněk war, zeigte gegenüber den Sudetendeutschen in Schweden ein gewisses Maß von Freundlichkeit, so lange sie hoffen durfte, wenigstens einen Teil von ihnen zur Billigung der Austreibungspläne zu gewinnen. Eine solche Billigung hatte tatsächlich für sie größere Bedeutung als das Toben der „Jaksch-Leute"; denn die tschechische Propaganda brauchte gewissermaßen sudetendeutsche Zeugen für ihr Tun, Zeugen, durch welche die Austreibung sozusagen moralisch gerechtfertigt werden konnte. Das machte man so, daß man der Öffentlichkeit — in diesem Falle der schwedischen Presse — zu verstehen gab, es handle sich nur um die Aussiedlung der „Nazisten", die ja „geschworene Feinde" der „demokratischen" Tschechoslowakei seien. Sie zu entfernen sei ein Gebot des Friedens. Konnte man sich bei solcher „Beweisführung" auf die Zustimmung sudetendeutscher Sozialdemokraten berufen, war viel gewonnen. Hand in Hand mit jener Freundlichkeit ging jedoch von vornherein eine freche Spitzelarbeit gegen die Sudetendeutschen. Als Ernst Paul im Sepder Benesch-Regierung, daß Paul intelligent und ambitiös sei und es vermutlich mit tember 1941 nach England zu Beratungen mit Jaksch reiste, telegraphierte Vaněk Jaksch halte; er sei darum genau zu beobachten. — Als das Argument nicht verfing, man werde „nur" die „Nazisten" aussiedeln, begann die tschechische Vertretung schärfere Töne anzuschlagen. Sie verunglimpfte Jaksch und seine Mitarbeiter. Sie drohte mit dem Paßentzug — die Sudetendeutschen hatten tschechoslowakische Pässe, deren Erneuerung von der schwedischen Regierung anerkannt wurde —. Wer es mit

Jaksch halte, habe keine Aussicht, jemals wieder in die Heimat zurückkommen zu dürfen. Da fielen einige Ehrgeizlinge um, deren „Führer" davon träumten, nach der Rückkehr in die Heimat eine große Rolle spielen zu können. In England waren dies der ehemalige Bergarbeitersekretär Zinner und der Angestellten-Gewerkschafter Lenk, in Schweden der ehemalige Journalist und Abgeordnete Krejči und der ehemalige Metallarbeitersekretär Ladig. Ihnen folgten in Schweden etwa zwei Dutzend kritiklose Mitglieder der TG, vor allem solche, die in Eskilstuna angesiedelt waren. Die eigentlichen Beweggründe dieser Mitglieder waren nicht politische Spekulation, sondern Unzufriedenheit vor allem mit der lokalen Leitung der TG. Krejči und Ladig wurden im Sommer 1944 wegen ihrer Zustimmung zur Aussiedlung aus der TG ausgeschlossen, die etwa zwei Dutzend Mitglieder folgten ihnen. Als die Spaltung vollzogen war, verlegte sich die Auseinandersetzung zu einem guten Teil in die schwedische Öffentlichkeit, und dies gereichte den Aussiedlungsfreunden keineswegs zum Vorteil. Auf einer Landeskonferenz im Oktober 1944 beschäftigte sich die schwedische TG stellvertretend für die Freunde in England, die damals keine Konferenz abhalten konnten, mit den Aussiedlungsplänen der London-Regierung. Diese Pläne waren damals nicht so umfassend wie die endgültigen. Die Konferenz wies mit Empörung den Versuch zurück, sudetendeutsche Sozialdemokraten und ihre Organisation für die Barbarei der Volksvertreibung zu gewinnen. Man fürchte sich nicht vor dem Paßentzug, da man in eine vom tschechischen Chauvinismus so verunstaltete Heimat ohnehin nicht zurückkehren wolle. Im Gegenteil. Man werde dafür eintreten, daß auch die 800 000 Sudetendeutschen, die nach den damaligen „Versicherungen" der Benesch-Regierung in der Heimat verbleiben sollten, diese verlassen, da sie ja ohnehin nur der gewaltsamen Tschechisierung und absoluter Rechtlosigkeit ausgesetzt wären. Die Rückkehr komme nur als eine Rückkehr in ein freies und absolut demokratisch regiertes Land in Frage, in dem die Sudetendeutschen die gleichen Rechte haben müßten wie die Tschechen. Unter stürmischem Beifall sagte einer der führenden Männer der TG auf dieser Landeskonferenz: „Wo steht denn geschrieben, daß ihr, die Tschechen, das Land haben sollt, auf dem die Sudetendeutschen seit 700 Jahren leben, wenn ihr es haben wollt *ohne* sie? Wo steht denn geschrieben, daß ihr das Land haben *müßt*? Es geht in Wirklichkeit nicht um die Antinazisten, es geht um die 800 000 sudetendeutschen Arbeiter und Bauern, die man braucht, um die Industrie in Gang zu halten und die dann zum Dank dafür entnationalisiert würden. Es könnte sein, daß eine solche Barbarei eine Einheit der Sudetendeutschen hervorruft, die besagt: Wenn ihr die zwei Millionen nicht haben wollt, dann bekommt ihr auch nicht die 800 000." In der einstimmig angenommenen Entschließung heißt es: „Die geplante Volksaustreibung ist unvereinbar mit den ursprünglichen Friedenszielen der Alliierten und steht im Widerspruch mit der Demokratie und dem Humanismus; sie muß im Interesse eines stabilen Friedens und des demokratischen Wiederaufbaus Europas verhindert werden." — Die andere Gruppe, die sich „Arbeitsgemeinschaft čechoslovakischer Sozialisten" benannte, wütete in einem Blatt gegen die „Jaksch-Leute". Das Blatt hieß „Weg und Ziel", und seine Herausgeber dienten vorbehaltlos der London-Regierung. Jaksch und seine Anhänger als Nationalisten und Henleinisten bezeichnend. — Der tschechische Sozialdemokrat Táborský, der in der letzten Phase des Krieges als Presseattaché der inoffiziellen tschechischen Gesandtschaft in Stockholm wirkte, tat ein übriges, indem er in die Wohnungen der TG-Mitglieder ging,

um sie mit der Drohung des Paß-Entzuges „kirre" zu machen. Er wurde gewöhnlich hinausgeworfen, und die TG-Mitglieder bewarben sich um schwedische Fremdenpässe.

Einige Mitglieder der TG, nämlich Otto Pichl, ehemals Parteisekretär in Dux, Ernst Hofmann, ein Handschuhmacher aus Abertham und Albert Exler, ehemals Journalist in Troppau, meldeten sich im Herbst 1943 freiwillig zu einer besonderen Aufgabe in der alten Heimat. Sie wollten versuchen, die Sudetendeutschen zum Widerstand gegen den Nazismus zu ermuntern, will sagen einen Aufstand gegen die Nazisten zu organisieren, um so den Tschechen alle Argumente gegen die geplante Volksvertreibung aus den Händen zu schlagen. Die drei Helden sprangen von einem Flugzeug über dem Sudetenland ab, arbeiteten monatelang unter den alten Freunden und Parteigenossen — einer ihrer Verbindungsleute war der ehemalige Aussiger Bürgermeister Pölzl —, wurden aber schließlich von der Gestapo gestellt. Otto Pichler beging Selbstmord. Das gleiche tat die in Wien ansässig gewesene sudetendeutsche Lyrikerin Erna Haberzettel, die mit den Fallschirmspringern zusammengearbeitet hatte. So entzogen sich die beiden dem Zugriff der Polizei. Der Bruder Albert Exlers wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Ernst Hofmann kam nach langer Folter ebenfalls unter das Fallbeil. Albert Exler und die Landtagsabgeordnete Marie Günzl — nun in München ansässig — wurden zum Tode verurteilt, konnten jedoch die Vollstreckung durch geschickte Verteidigung so lange hinausziehen, bis sie beim Anmarsch der Amerikaner den Gefängniswärtern in Leitmeritz als Lebende wertvoller waren denn als Tote. Indem die Gefängniswärter die beiden Todeskandidaten laufen ließen, retteten sie sich selber. Über die Opfertat der drei TG-Mitglieder und den Opfertod der vier hier Genannten ist noch nirgends berichtet worden. Das Sudetendeutschtum hat alle Ursache, dieser Helden ehrend zu gedenken. Sie kämpften und starben nicht für eine Parteiideologie, sondern für ihr Volk.

*

So kam das Kriegsende, das zwar die Waffen schweigen ließ, die Barbarei aber in anderer Form fortsetzte. Und als die Volksvertreibung im Gange war, konnten wir nur ohnmächtig zusehen. Die TG zögerte nicht, offen über den Verrat zu sprechen, den die tschechischen Sozialdemokraten durch die aktive Mitwirkung an der Aussiedlung begingen. Und sie scheute sich auch nicht, das Schweigen als Verrat zu bezeichnen, mit denen die anderen sozialistischen Parteien die Vernichtung der einstmals hochgeehrten und bewunderten sudetendeutschen Arbeiterbewegung begegneten. Wie die TG überhaupt, unabhängig von den politischen Schichtungen in der Bundesrepublik, nach dem Kriege offen aussprach, was die Freunde in Deutschland und anderswo nicht sagen wollten oder konnten.

*

Nach der Überführung der Sudetendeutschen aus Österreich siedelte Ernst Paul, der bis dahin die TG als Vorsitzender geführt hatte, nach der Bundesrepublik über, wo er nun als Journalist, Abgeordneter und Vertreter der Vertriebenen wirkt. Vorsitzender der TG wurde Karl Kern. Aufgaben und Arbeit der TG wandelten sich.

Ein großer Teil der nach Schweden übergesiedelten Sudetendeutschen trat der TG bei, die infolge ihrer neuen Zusammensetzung ihren Charakter als ausschließliche Parteigemeinschaft verlor. Sie behielt den alten Namen auch auf Wunsch der neuen

Mitglieder bei, da sich die Sudetendeutschen in Skandinavien just unter dieser Bezeichnung viele Freunde und Förderer erworben hatten und eine Umbenennung nur den Feinden des Sudetendeutschtums, von denen es ja auch in Skandinavien viele gibt, zu irreführenden Kommentaren Anlaß gegeben hätte. Jedenfalls gelang noch vor der Abreise Pauls die Organisierung einer großen Paket-Hilfsaktion und einer Kleider-Hilfsaktion nach Deutschland. Beide Aktionen wurden zu einem großen Teile durch Spenden der TG-Mitglieder finanziert; im übrigen half das Schwedische Rote Kreuz mit. Die Hilfssendungen waren einige Hunderttausende schwedischer Kronen wert. — Noch in Anwesenheit Pauls wurde eine Schulungswoche für alte und neue Mitarbeiter der TG im Jugendheim Bommersvik durchgeführt. Die Volkstumsarbeit rückte in den Mittelpunkt der TG-Tätigkeit. Der Kampf um das Heimatrecht wurde wichtigster Inhalt der Erziehungs- und Aufklärungsarbeit. Diesem Zwecke dienten die „Blätter", ein eigener Pressedienst in schwedischer Sprache, Versammlungen und Vorträge — solche auch bei schwedischen Vereinigungen —, Artikel in der schwedischen Presse, Beeinflussung einzelner Persönlichkeiten. Sudetendeutsches Kulturgut wurde in künstlerischen Veranstaltungen und durch Ausstellungen aller Art vermittelt (Buch- und Kunstausstellungen).

Im Jahre 1954 wurde der Sudetendeutsche Arbeitsausschuß gegründet, dem auch Nichtsozialdemokraten angehören. Da es in Schweden unmöglich ist, neue Vereinigungen zu gründen, die mit größeren Mitgliederzahlen und eifriger Mitarbeit rechnen können, ist der Arbeitsausschuß sozusagen der verlängerte Arm der TG, deren 46 Ortsgruppen die Basis für die regelmäßig in verschiedenen Gebieten abgehaltenen Wochenendschulen sind. In den Gruppenversammlungen werden Filme gezeigt und Vorträge gehalten, Gemeinschaftsreisen nach der Bundesrepublik werden organisiert, die Pflege der Muttersprache wird gefördert. Die TG ist Mitglied der Seliger-Gemeinde; der TG-Vorsitzende gehört deren Vorstand und außerdem dem Sudetendeutschen Rat an. So wirkten also TG und Arbeitsausschuß, die sich beide des Wohlwollens der Schweden und der Vertretung der Bundesrepublik erfreuen, im engen Einvernehmen mit den Landsleuten in Deutschland, und sie wirken für die gleichen Zielsetzungen. Zu einer Änderung des Namens der TG sehen sie sich nach wie vor nicht veranlaßt. Mit ihren 1300 zahlenden Mitgliedern — andere werden nicht gerechnet — beeinflußt die TG etwa 3500 Landsleute in Skandinavien. Nun wurde auch ein Jugendring gegründet. Bei der letzten zentralen Jugendveranstaltung der TG zu Ostern 1960 in Stockholm waren 70 junge Sudetendeutsche im Alter von 16 bis zu 24 Jahren versammelt. Das Bekenntnis zu Volkstum und Heimatrecht wird also an die heranwachsende Generation weitergegeben.

In Skandinavien hat man Verständnis dafür, daß man ein guter Staatsbürger des neuen Landes sein kann, ohne aufzuhören, sich zu Volk und Land der Geburt zu bekennen. — Dies kam bei zwei großen öffentlichen Veranstaltungen zum Ausdruck: einer Feier im Konzerthaus in Stockholm im Mai 1956 anläßlich der zehnten Wiederkehr des wichtigsten Vertreibungsjahres — an dieser Feier nahm im Auftrage der Bundesregierung Staatssekretär Nahm teil — und einer Feier im Metallarbeiterhaus im November 1958 anläßlich der zwanzigsten Wiederkehr des Beginns der sudetendeutschen Emigration. Bei beiden Veranstaltungen bezeugten hervorragende Männer des schwedischen öffentlichen Lebens den Sudetendeutschen und ihrer Arbeit Anerkennung und Sympathie.

Sudetendeutsche Verleger und Verlagswerke: Adam Kraft

Viktor Aschenbrenner

Die Zahl der sudetendeutschen Verlage in der Heimat war gemessen an der Stärke der Volksgruppe und ihrer kulturellen Entfaltung gering. Die Verflechtung des geistigen, literarischen Lebens mit Wien und Reich stand dem Aufbau eigener großer Verlagsunternehmen im Wege. An dieser Situation änderte sich auch nach 1918, nach der Errichtung der tschechoslowakischen Republik, nicht sehr viel, wenn auch die Notwendigkeit eigener verlegerischer Produktion für die sudetendeutsche Volksgruppe bedeutend größer geworden war. Aber die Gefahr, daß verlegerisches Beginnen auf das Inland beschränkt bleiben würde, lag nahe und nur wenigen gelang es, über die Grenzen hinaus bekannt zu werden und Absatzmärkte zu gewinnen. Nur in diesem Falle jedoch konnte Isolierung und Verengung des Blickfeldes vermieden werden. Bei dem technischen Stand der deutschen Buchproduktion und den hohen Auflagen, die für den binnensudetendeutschen Markt von vornherein unerreichbar waren, mußte jeder Versuch preislich konkurrenzfähig zu sein, auf Schwierigkeiten stoßen. Andererseits zwang der Umstand, daß für die Sudetendeutschen Veröffentlichungen gebraucht wurden, die für das Deutsche Reich und Österreich nahezu uninteressant waren, zu eigener Produktion. In dieser Lage gelang es einem Verleger, die verschiedenen Interessen hervorragend zu koordinieren: Adam Kraft, der in Karlsbad-Drahowitz wirkte und der nach der Vertreibung nach vielen Schwierigkeiten in Augsburg wiederum Existenz und Ruf neu begründen konnte.

Adam Kraft ist am 8. März 1898 in Wildstein a. E. geboren. Wie sein Vater wurde er Postbeamter. Aber bereits 1925 wurde er als Deutscher aus dem tschechischen Staatsdienst entlassen. Zwei Jahre später begann er seine selbständige verlegerische Tätigkeit. Von vornherein war es sein Bestreben, alle sudetendeutschen Autoren in seinem Verlag vertreten zu sehen. Um eine wirtschaftliche feste Grundlage für sein Verlagsprogramm zu erreichen, gründete er eine sudetendeutsche Buchgemeinschaft, die von den Schutzverbänden, „Bund der Deutschen" und „Deutscher Kulturverband" durch Mitgliederwerbung gefördert wurde. Neben zahlreichen Romanen und Erzählungen erschienen volkstümliche Darstellungen volkspolitischer Bedeutung, von denen „Ringendes Volkstum" herausgegeben von K. A. Franz Leppa und Josef Mühlberger, und die „Sudetendeutsche Geschichte" von Schmidtmeier am bekanntesten wurden.

Nicht zu vergessen ist die hochstehende, kulturpolitische Zeitschrift „Der Ackermann", die von K. A. Leppa geleitet wurde; während seiner Inhaftierung hatte der Verfasser dieses Beitrages und Herausgeber dieser Zeitschrift damals die Ehre „Den Ackermann" zu redigieren.

Infolge des Anschlusses des Sudetenlandes an das Deutsche Reich büßte der Verlag viele seiner Aufgaben ein, die ihm in der Tschechoslowakei gestellt waren. Das Produktionsprogramm wurde jetzt über sudetendeutsche Autoren hinaus wesentlich erweitert, die Deutsche Arbeitsfront nahm Einfluß auf den Verlag, in dessen alleinigen Besitz Kraft erst 1943 wieder kam. Über die Zeit nach 1945 schreibt er selbst:

„Nach dem Zusammenbruch 1945 wurde ich von den Tschechen, nachdem ich mich nach einem dreizehntägigen Fußmarsch bis nach Karlsbad durchgeschlagen hatte, verhaftet. Nach sechseinhalb Monaten im Bezirksgericht Karlbad und im KZ Neurohlau konnte ich vom Arbeitsplatz in Fischern entfliehen und in einer wunderbaren hellen Winternacht über die Grenze bei Eger nach Deutschland zu meiner Familie zurückkehren, die eine Notunterkunft bei Regensburg hatte. Durch einen Freund fand ich die Möglichkeit, eine bescheidene Flüchtlingswohnung in Zellsee bei Wessobrunn im Pfaffenwinkel, also im tiefsten Oberbayern zu finden. Meine Familie blieb dort sieben Jahre. In dieser Zeit hatte ich außer den täglichen Lebenssorgen eine glückliche Zeit und konnte mich meiner Malerei widmen. Etwa seit 1930 hatte ich regelmäßig bei den Metznerbundausstellungen Ölgemälde und Graphiken ausgestellt und auch bei den sudetendeutschen Ausstellungen in Deutschland. In der ersten Flüchtlingszeit war die Malerei meine Einnahmequelle, die zwar durch die größere Entfernung von einer Stadt und der Kleinheit des Ortes keine großen Erfolge erzielten, aber immerhin für das Leben sorgen konnten.“

Im Jahre 1950 erlangte Adam Kraft einen Flüchtlingskredit, der es ihm ermöglichte, einen sorgfältig aufgebauten Plan zur Wiederbegründung seines Verlages zu verwirklichen. Aber die infolge der Koreakrise rasch ansteigenden Papierpreise erschwerten den Beginn ebenso wie der verhältnismäßig hohe Zinssatz (9½%). Trotzdem gelang es ihm in zäher unermüdlicher Arbeit sowohl die Buchgemeinschaft „Sudetendeutscher Bücherbund“ als auch den Buchverlag neu aufzubauen.

Im Mittelpunkt der verlegerischen Tätigkeit stand zunächst das Werk Adalbert Stifters; die von Kraft herausgebrachte Gesamtausgabe umfaßt 9 Bände mit über 6000 Seiten. Von bisher ungedruckten Urfassungen erschienen die Einzelausgaben „Julius“, eingeleitet von Franz Hüller und „Brigitta“, hrsg. von Max Stefl. Dazu kommen eine Reihe von Einzelausgaben in Urfassung. Zweifellos erlangte der Verlag damit eine besondere Stellung. Verdienstvoller Weise brachte Kraft auch eine zweibändige Gesamtausgabe der Werke von Gustav Leutelt heraus (vergl. Heft 3, Josef Preußler, Der Dichter des Isergebirges S. 190), wodurch das literarische Schaffen dieses Mannes vor dem Vergessenwerden bewahrt wurde. Unter den sudetendeutschen Autoren sind im Verlagswerk weiterhin vertreten: Bruno Brehm, Erwin Guido Kolbenheyer, Emil Merker, Josef Mühlberger, Hans Watzlik (Der Meister von Regensburg) und mit einzelnen und kleineren Arbeiten Franz Höller, Willy Lang, Karl Anton Franz Leppa, Ott, Wilhelm Pleyer, Josef Preußler, Xaver Schaffer u. a. In jüngster Zeit erregte der Roman „Die Kaisersaga, Utopia austriaca“ Aufsehen. Wer sich hinter dem Pseudonym Carl von Boeheim verbirgt, ist bisher nicht enträtselt worden. Der Autor ist zweifellos in der Reihe jener zu suchen, die über sehr gute Kenntnis des österreichischen Adels und der österreichischen Geschichte verfügen und deren Herz der Monarchie gehört. Der Kreis der hier in Frage kommenden Verfasser ist nicht sehr groß. Sollte es der Erstling eines bisher Nichthervorgetretenen sein, könnte sich das Sudetendeutschtum zu dieser neuen Begabung beglückwünschen. Die Könnerschaft spricht allerdings nicht dafür. (Carl von Boeheim, Die Kaisersaga, 720 S. DM 22.—, Adam Kraft, Augsburg, 1960.) Stilkritische Analysen rücken den Autor in die Nähe des Verfassers des Kerzlmachers von St. Stefan.

Von ausschlaggebender Bedeutung für den Aufbau des Verlages wurden jedoch die Bildbände aus der sudetendeutschen Heimat. Zunächst zwangen Mangel an gutem

reproduktionsfähigem Bildmaterial wie finanzielle Aufwendungen, die für Bildwiedergaben erforderlich sind, zum Beschränken auf kleinere Vorhaben. Der Bildband „Böhmen" fand ein gutes Echo, ebenso „Mähren-Schlesien", die beide in neuer Folge erschienen. In die erste Reihe rückte jedoch der Verlag erst mit dem großen repräsentativen Bildband „Sudetenland", der hinsichtlich Format, Technik und Inhalt gleicherweise befriedigt und dessen dritte Auflage (13. - 18. Tausend) beweist, daß Kreise angesprochen wurden, die die übliche Heimatliteratur nicht erreicht. Die Texte zu den 248 Bildern schrieben Emil Franzel, Franz Höller und Reinhard Pozorny. Das „Bücherschiff" empfahl dieses Großbildwerk als gesamtdeutsche Leistung im europäischen Raum auch jedem „Reichsdeutschen" zum Erwerb und die „Furche" (Wien) nannte es ein „wahrwaft imposantes Buch".

Dieser Band ist kein bloßes Erinnerungsbuch, sondern ein Dokument für die deutsche Kulturleistung in den Sudetenländern, das eindringlich auch dem mit der Materie Nichtvertrauten die Ungerechtigkeit der Vertreibung der sudetendeutschen Volksgruppe vor Augen führt. Die von Prof. Th. G. Masaryk 1918 ins Treffen geführte These von den Deutschen in den Sudetenländern als Kolonisten, aus der mindere politische Rechte gefolgert wurden, ist durch Wert und Bedeutung der nahezu achthundertjährigen Kulturleistung, die das ganze Land beeinflußte und prägte, überwunden worden. Das Bildwerk illustriert diesen Tatbestand ebenso unaufdringlich wie eindringlich, offenbart den Schönheitscharakter der Landschaft, den Grad ihrer Kultivierung durch die Hand des Menschen und die schon im Mittelalter erreichte Hochstufe künstlerischen Lebens. Wenn ein Werk geeignet ist, die Grundlagen der Heimatrechtsthesen zu veranschaulichen, dann zweifellos dieses Bildwerk, das trotz aller Lücken, insbesondere im ostsudetischen Teil, einen tiefen Eindruck von Arbeit und Leben der mit der Landschaft verwobenen sudetendeutschen Volksgruppe vermittelt.

Neben diesem repräsentativen Großbildband erschienen eine Reihe kleinerer Bildbände verschiedener Landschaften, die vor allem durch die niedrige Preisgestaltung zur Breitenwirkung bestimmt waren: „Schönes Westböhmen", mit Geleitwort von Bruno Brehm, „Schönes Nordböhmen" mit Geleitwort von Wilhelm Pleyer, „Das Elbtal" (Der Garten Gottes), Text von Franz Höller, „Jeschken-Iser-Riesengebirge" mit Geleitwort von Josef Mühlberger, „Prag" mit Geleitwort von Franz Höller und zuletzt die neue Folge „Mähren-Schlesien" mit Einleitung von Karl Norbert Mrasek. Über das Sudetenland hinaus greift der großformatige Bildband „Die Elbe" (Vom Riesengebirge bis zur Nordsee). Und Ergebnis des neuen Standortes sind wohl: „Die Alpen in Schnee und Eis" von Müller Brunke sowie der von Kraft selbst herausgegebene Großbildband „Deutschland". Der erste Teil umfaßt den Süden und die Mitte, zwei weitere Bände sollen Westen, Norden und Osten umfassen. Dieses Verlagsprogramm scheint symptomatisch für die geistige Situation der Heimatvertriebenen überhaupt: Verwurzelung in der alten Heimat und Neuorientierung im jetzigen neuen Lebensraum sind bestimmend. Es ist kein unvermittelter Sprung in ein neues Element, sondern ein überaus schwieriger, psychologisch komplizierter und schwer faßbarer Prozeß der Einfügung in die neue Umgebung, ohne Preisgabe der Vergangenheit, ein Prozeß, der das Leben der Vertriebenen in allen Bereichen kennzeichnet und sich gewissermaßen in dem Verlagswerk widerspiegelt.

Der heimatlichen Tradition entspricht auch die Fortsetzung volks- bzw. heimatpoli-

tischer Veröffentlichungen. Hiezu gehört in erster Linie das Buch von Emil Franzel „Sudetendeutsche Geschichte". (Vergl. Besprechung in diesem Heft). Ins Volks- und Heimatkundliche führen weiterhin Schriften wie Rübezahl, Wanderungen um Reichenberg, Hirschau und Hockewanzel u. a. m.

Hatte der Verlag in der Heimat rund 400 Titel aufzuweisen, gelang es ihm immerhin in dem Jahrzehnt seines neuen Bestehens rund 70 Bände auf den Markt zu bringen, von denen einige bereits vergriffen sind und einige mehrere Auflagen erfahren haben. Angesichts der Tatsache, daß die Sudetendeutschen über die ganze Bundesrepublik verstreut sind und nur ein kleiner Teil von ihnen bei dem unerhörten Nachholbedarf an Kleidung und Möblierung imstande ist, wieder Bücher zu kaufen, muß die Verlagsleistung als erstaunlich anerkannt werden. Bedauerlicher Weise ist es noch nicht gelungen, den binnendeutschen Markt in nennenswerter Stärke für sudetendeutsches Schrifttum zu interessieren. Anzuregen, sich der Aufgabe sudetendeutscher Kulturpolitik anzunehmen, die ihr damit gestellt ist, ist nicht zuletzt Sinn dieser Zeilen, die mehr sein wollen als eine Eloge auf den Verleger Adam Kraft und sein Verlagswerk, nämlich Anlaß zur Besinnung und tatkräftigen Unterstützung. Die Verlagsberichte, die mit einer Rückschau auf das Werk Franz Kraus begannen, sollen fortgesetzt werden und auch die anderen sudetendeutschen Verlagswerke und ihre geistigen Träger in den Blickpunkt unserer Leserschaft rücken. Schon heute seien genannt: Aufstieg-Verlag, Bogen-Verlag, Heimreiter-Verlag, Eduard Kaiser-Verlag, Verlag - Das Viergespann, deren Verlagsprogramme ebenso vielfältig wie Umfang und Inhalt nach bedeutsam sind.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Verleger mehr sind als Unternehmer oder Buchproduzenten. Sie werden zur Visitenkarte eines Volkes im geistigen Bereich. Die sudetendeutsche Volksgruppe braucht sich dessen nicht zu schämen, was in schwerster Zeit entstanden ist, aber sie kann manches dazu beitragen, daß das Verlagswesen noch besser und wirksamer wird, denn es vollzieht den Brückenschlag zum Binnendeutschtum, zur Geisteswelt anderer Völker und wird ein Gradmesser der Kulturkraft sein und bleiben.

Alfred Görgl

WEIHNACHTEN

Herz, du vermagst allein, daß Weihnacht wird,
du willst es und ich bin im Feld der Hirt.
Durch zweimal tausend Jahre hin du dringst,
in dieses Jetzt du mir die Krippe bringst,
du willst es und der Engel kündet heut:
Fürchte dich nicht. Ich künde große Freud.
Du willst es, und ich bin nicht mehr verloren
in großer Stadt: der Heiland ist geboren.

UTRAQUISMUS ALS WIRKLICHKEIT

Die soziologische Kraft des deutsch-tschechischen Utraquismus in Künstlerkreisen kann durch eine weitere Musikerehe beleuchtet und bekräftigt werden, nämlich durch die Ehegemeinschaft des tschechischen Komponisten Wilhelm Blodek (1834 Prag/1874 Prag), der 1860 zum Professor am Prager Konservatorium berufen wurde und am 15. November 1865 Maria Baronin Doudlebsky von Sterneck heimführen durfte. Es muß ein Liebesfrühling seltenster Art gewesen sein, denn zur gleichen Zeit komponierte Blodek sein Meisterwerk, die Oper „Im Brunnen" (V studni), deren Buch ebenso wie das zu Smetanas „Verkaufter Braut" von Karl Sabina stammte. Als „Im Brunnen" am 17. November 1867 uraufgeführt wurde, stand die Prager Musikwelt noch im Zeichen der „Verkauften Braut", die ein Jahr zuvor erstmals auf den Brettern erschien (1866); dennoch bestand Blodeks Werk glänzend und besiegelte seinen Wert, der auch heute noch unbezweifelt gilt und durch Aufführungen des einaktigen Werkes erwiesen wird. Blodeks Ehe mit der deutsch-adeligen Dame mußte seinerzeit erkämpft werden und die Oper scheint erlitten zu sein, denn die Romantik Robert Schumanns in leicht slawischem Kolorit spiegelt sein persönliches Verhältnis ebenso wieder wie den deutsch-tschechischen Utraquismus, der hier besonders starke schöpferische Kräfte entwickelte und gleichsam aus einem Banne erlöste. Leider währte dieses Eheglück nur drei Jahre; 1870 traf Blodek das Schicksal Smetanas, er wurde geisteskrank und starb bereits 1874. Das Schicksal hatte seiner Gattin eine ähnliche Aufgabe zugewiesen wie Smetanas zweiter Frau Bettina Ferdinandi. Frau Maria Blodek meisterte den Schmerz und überlebte den Gatten um viele Jahrzehnte, erst 1917 starb sie hochbetagt. Die drei Ehejahre, in denen sie ihrem Gatten alles Erdenglück bescheren durfte, waren ihr zuletzt ein stilles Gedenken. Die kunst- und musikliebende Familie der Freiherrn Doudlebsky von Sterneck stammt aus Südböhmen (Doudleby = Feindles bei Budweis). Welchen Weg der Utraquismus nach seiner etwas gewaltsamen Ablösung durch andere soziologische Schichtungen zu gehen hatte, bezeugen die Nachkommen der Ehe Blodek-Doudlebsky von Sterneck: sie leben heute in Prag und in Bayern.

RUDOLF QUOIKA

DIE „ESSLINGER BEGEGNUNG", die Jahrestagung der ostdeutschen, heimatvertriebenen und geflüchteten Künstler, die in ihrem Bundesverband, der „Künstlergilde", zusammengefaßt sind, bekam diesmal (1960) besonderes Gewicht durch die zwei Preise der Künstlergilde; den erstmals verliehenen, nach dem großen deutschböhmischen Musikpionier und Leiter der Mannheimer Schule Johann Wenzel Stamitz programmatisch und verpflichtend benannten Ostdeutschen Musikpreis, den der 75jährige ostpreußische Komponist Otto Besch (Kassel) erhielt (DM 4000 aus Mitteln des Bundesministeriums für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte), und den Ostdeutschen Literaturpreis, der durch Zuwendungen sämtlicher Bundesländer zu den bisherigen Mitteln des Bundesministeriums für Vertriebene auf 10 000 Mark erhöht wurde. Die gesamte deutsche Presse und maßgebliche Vertreter des Kulturlebens begrüßten nachdrücklich die Entscheidung, die neben dem Schlesier Horst Lange als Hauptpreisträger drei Förderungspreisträger, den Südostdeutschen Franz Bahl, den Exilpolen Tadeusz Nowakowski und den Sudetendeutschen Karl Richard Tschon herausstellte. Als besonders wesentlich erscheint dabei, daß es sich in allen Fällen — übrigens wie selten bei einem Komponisten so überzeugend, auch bei Otto Besch — um hochrangige Kunstwerke handelt, die sich die Grundproblematik der Zeit, Heimat, Recht und Freiheit, das schicksalhafte Zusammenleben des deutschen Volkes mit seinen Nachbarn und die noch lange nicht bewältigten Fragen von Heimattreue, Heimatraub und Zurechtfinden in neuer Umgebung zum Gegenstand gemacht haben. So ist die Sinngebung der Preise auf schöne Weise bestätigt.

Alle Sprecher der Eröffnungsfeier, der Vorsitzende der Künstlergilde Maler Heinrich

OSKAR KREIBICH „Die heiligen drei Könige“

Klumbies, der neue Abteilungsleiter im Bundesministerium für Vertriebene Ministerialdirigent Dr. von Aulock, der neue Staatssekretär für Flüchtlinge, Vertriebene und Kriegsgeschädigte in der baden-württembergischen Regierung Sepp Schwarz, der Vorsitzende des Württembergischen Gemeindekulturverbandes Landrat Bertheau und der Oberbürgermeister der Gaststadt Dr. Dieter Roser, beschäftigten sich programmatisch mit der Arbeit der Künstlergilde, die sie als für die geistige und kulturelle Aufbereitung des deutschen Volkes und — im Sinne auch der Preisbegründungen — für das Zusammenleben mit den östlichen Nachbarn als besonders wertvoll und bahnbrechend würdigten.

Das diesmal bewußt schmaler gehaltene Programm — breiten Raum nahmen dafür die Arbeitstagungen und die eigentlichen Begegnungen ein — war sinnbezogen auf den Gehalt der Jahresarbeit und die beiden Preise. So brachte das städtische Sinfoniekonzert als Auftakt mit den Stuttgarter Philharmonikern unter Professor Anton Nowakowski (der lange an der Prager deutschen Musikhochschule gewirkt hat) eine Uraufführung von Besch und, im Sinne der Begegnung mit den Slawen, Dvořaks Sinfonie „Aus der neuen Welt" und Chopins Klavierkonzert e-moll. Die Interpretation durch die in München lebende sudetendeutsche Pianistin Magda Rusy wurde umso stürmischer gefeiert, als diese im Ausland fast mehr als in Deutschland bekannte außerordentlich sympathische, grundmusikalische und technisch makellos spielende Frau ruhig mit der Weltklasse der Chopin-Pianisten konkurrieren kann. Auch der musikalische Rahmen der Eröffnungssitzung war schon Programm mit dem Streichquartett G-Dur von Johann Wenzel Stamitz, einer Botschaft aus Böhmen, dem einstigen „Konservatorium Europas", mit Mozart und dem erregenden nachgelassenen Satz c-moll von Franz Schubert.

Der Süddeutsche Rundfunk brachte eine Direktübertragung eines Gesprächs zwischen den Preisträgern, Professor Martini und dem Geschäftsführer der Künstlergilde, der die Leitung der Esslinger Begegnung hat. Auch hier wie im Leseabend, in der Hauptversammlung mit Vorführung von Fernsehfilmen und Dias über die Beiträge sudetendeutscher Künstler, die Arbeit der Gilde und des Stiftervereins, kam der Wille zum Ausdruck, noch zielbewußter als bisher die geistigen Grundlagen der organisatorisch nun weit ausgebauten und gefestigten Arbeit wirksam zu machen. —e—

SUDETENDEUTSCHE IN GROSSEN AUSSTELLUNGEN

Wer seit Jahren sorgfältig die Entwicklung im deutschen Ausstellungswesen beobachtet, wird feststellen, daß die sudetendeutschen Künstler, die ja vor allem unter den Graphikern und Bildhauern starke Begabungen aufzuweisen haben, sich zum Teil recht gut durchsetzen konnten, immer aber noch eine Reihe sehr wesentlicher Persönlichkeiten unverdient im Schatten steht, soweit sich nicht die Künstlergilde, der Stifterverein und die Sudetendeutsche Landsmannschaft ihrer annehmen. Einige Bemerkungen nur zur Bilanz dieses Jahres, vor allem soweit es sehr wichtige Ausstellungen anlangt.

Wir beschäftigen uns hier nicht näher mit der Großen Münchener Kunstausstellung, die alljährlich eine nicht geringe Zahl sudetendeutscher Künstler beherbergt, aber doch mit ihrem Schwerpunkt mehr im bayerischen Raum liegt und auch nicht die grundsätzliche Bedeutung hat wie manche kleineren Unternehmungen. Alfred Kubin und Josef Hegenbarth fanden wir in mehreren großen Ausstellungen des In- und Auslandes, Kubins gedachte man, wie übrigens auch seines fast völlig vergessenen Prager Freundes von Kahler in der vielbeachteten Rückschau auf den „Blauen Reiter" bei den Edinburgher Festspielen und in London. Der eben mit dem Wiener Kunstpreis ausgezeichnete junge Südmährer Gerhard Swoboda war ebenso wie der Maler Anton Lehmden (Neutra) in der Ausstellung der Wiener Sezession in Berlin mit neuen Arbeiten beachtlich herausgestellt. Die aufsehenerregende, weit ausstrahlende Kollektion „Berlin — Ort der Freiheit für

die Kunst", die man in Recklinghausen, Wien, Berlin zeigte, aber in allen Hauptstädten der Welt zumindest in Reproduktionen zeigen sollte, vergaß nicht, auf den südmährischen Bildhauer Hugo Lederer hinzuweisen, versäumte aber an den für Berlin gleichfalls nicht unwichtigen Franz Metzner zu erinnern. Wichtig war es dabei, daß dem Riesengebirgler Moriz Melzer, einem der einst hochverehrten Vertreter des Futurismus im Berlin der zwanziger Jahre, gebührend Platz gegeben war.

Der Deutsche Künstlerbund, nach dessen freilich nicht unumstrittener Arbeit sich immer noch ein wesentlicher Teil unseres Kunstlebens orientiert, bezog in seine Jahreskollektion in Baden-Baden und München ein: den jungen Maler und Zeichner Roland Dörfler, Josef Hegenbarth, und unter den Jungen den weitaus erfolgreichsten, wenn auch heftig umkämpften aus dem Böhmerwald stammenden Bildhauer Otto Herbert Hajek. Schön, daß man sich auch wieder auf den aus Bergesgrün im Erzgebirge gebürtigen, in Berlin lebenden Maler und Graphiker August Wilhelm Dressler (vor einigen Jahren mit dem Berliner Kunstpreis ausgezeichnet) besann. Doch insgesamt ist das viel zu wenig. Walther Klemms gedenkt man fast nur in Mitteldeutschland. Hoffnunggebietend, daß im Regensburger Museum dessen Leiter Dr. Boll beim Sudetendeutschen Künstlertreffen zusammen mit dem Stifterverein und unter Hilfe der Künstlergilde hier eine Bresche schlug. Bei der 4. internationalen Kunstausstellung des Bayreuther Jugend-Festspieltreffens waren wieder dank Vermittlung der Künstlergilde die Sudetendeutschen Friedrich Sieber, Josef Kroha und Gerhard Swoboda beteiligt. Die Jahreslisten der Stipendiaten und ständig geförderten Künstler des Kulturkreises im Bundesverband der deutschen Industrie (diesmal in Würzburg) weisen aus, daß zu den entwicklungsfähigsten und im Niveaustand zuverlässigsten Helmut Lang, der Sohn des Zeichners und Schriftstellers Willy Lang, zählt.

Über die Ausstellungen der Künstlergilde und einzelne bemerkenswerte Ereignisse wird im nächsten Heft zu berichten sein, doch sei als erfreuliches Ereignis schon jetzt gesagt, daß in Ludwigshafen unter den 96 sehr streng ausgelesenen Künstlern aus allen Vertreibungsgebieten 23 Sudetendeutsche sind.

—er

DER ERZÄHLER KARL RICHARD TSCHON

Die Auszeichnungen des 1923 in Teplitz-Schönau geborenen Erzählers Karl Richard Tschon mit einem Förderungspreis des Ostdeutschen Literaturpreises 1960 der Künstlergilde in Höhe von 2000 DM wies eine große Öffentlichkeit auf dieses Erzählertalent hin. Der vorjährige Preisträger Herbert Schmidt-Kaspar hatte das Preisgericht auf seinen Landsmann aufmerksam gemacht, und die Preisrichter entschieden sich sehr rasch, den jungen Autor für seine Erzählung „Kiefern hinter der Baracke" zu ehren. In der vom Vorsitzenden des sechsköpfigen Preisgerichts Professor Dr. Fritz Martini bei der festlichen Eröffnung der „Esslinger Begegnung" verlesenen Begründung heißt es:

„Das Preisgericht wurde durch seine zwar im Umfang schmale, aber an schriftstellerischer, ja dichterischer Kraft gewichtige Erzählung „Kiefern hinter der Baracke" gefesselt, um nicht zu sagen, sehr bewegt. Herr Tschon erzählt eine anscheinend einfache Geschichte — ein leises Geschehen zwischen zwei alten, aus ihrer Heimat vertriebenen, ihres Sohnes durch den Krieg beraubten, in der Fremde ganz zu sich vereinsamten und vertieften Menschen. Es gibt keine Handlung — nur ein Gespräch am Abend, in der Nacht, bis zum Morgen, wenn es der Tod beendet. Es sind keine ungewöhnlichen Schicksale, vielmehr geht es um ein Geschehen im Alltag, wie es deren ja unzählige gegeben hat und gibt. Wir alle kennen sie. Aber darin, wie hier vom Einfachen erzählt wird, sparsam, jedes Wort gefüllt, sinnbezogen, dicht in der Atmosphäre, sensibel für alle Nuancen, knapp, immer am Rande des Unberedeten, ja des Unsagbaren — das verrät eine ihrer Mittel sichere, ganz zur Sache und gar nicht zu irgendwelchen Moden und Praktiken hin gerichtete Erzähl-

begabung. Sie läßt uns noch viel erwarten. Auf sie verweisen zu können gereicht dem Preisgericht zu einer besonderen Freude. Mit ihr verbindet sich die Erwartung, an der Schwelle einer noch manches versprechenden literarischen Zukunft zu stehen."

Tschon hat mit diesem Büchlein der Tragödie seiner Landsleute eines der stärksten literarischen Denkmäler gesetzt. Man war auf die Geschichte bereits im Autorenwettbewerb des Bertelsmann-Verlages 1958 aufmerksam geworden und zeichnete sie aus, ohne daß die Erzählung damals den verdienten Widerhall gefunden hätte.

Das Hauptarbeitsgebiet des in München lebenden Schriftstellers ist der Rundfunk. Fast alle deutschen Sender haben Hörspiele von ihm gebracht. Der Bayerische Rundfunk zeichnete ihn 1951 mit dem Hörspielpreis aus, die österreichische Sendergruppe Alpenland 1952. Dazu kommen Erzählungen in großen deutschen Zeitungen und kleinere Arbeiten für mehrere Verlage.

Tschons zurückhaltend-gewinnender und bescheidener Art entsprach auch sein Auftreten in Esslingen, wo er sich am Abend mit der Lesung des Schlußabschnittes seiner Erzählung vorstellte. E. —er

Arbeitstagung des Collegium Carolinum

ZUR INDUSTRIEGESCHICHTE DER BÖHMISCHEN LÄNDER.

Im Deutschen Seminar der Universität Erlangen trafen sich am 17. und 18. Juni d. J. unter der Leitung seines Präsidenten, Prof. Dr. Dr. Theodor Mayer, Wissenschaftler aus der Bundesrepublik und Österreich, um Probleme der „Industriegeschichte der böhmischen Länder" zu erörtern.

In seiner Eröffnungsrede stellte Prof. Dr. Mayer fest, daß die Wirtschaftsgeschichte und mit ihr die Industriegeschichte zu den größten Leistungen des Sudetendeutschtums gehöre, jedoch wäre die Bedeutung der Industrialisierung von der Wissenschaft bisher nicht genügend berücksichtigt und kaum bearbeitet worden. Der Aufstieg der Industrie habe zu nationalen und sozialen Verschiebungen von weitreichender Bedeutung geführt, deshalb sei auch den sozialen Fragen die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu widmen.

Privatdozent Dr. Hassinger, Wien, stellte seine reichhaltige Übersicht über die „Industrialisierung in den böhmischen Ländern bis zum Ende des 19. Jahrhunderts" in den großen Zusammenhang der altösterreichischen Wirtschaftsentwicklung. Er wies auf den Rhythmus in der industriellen Entwicklung hin, die ihren Anfang um 1760 in England genommen, um 1790 die deutschen Teile der Sudetenländer und ungefähr ein halbes Jahrhundert später auch die tschechischen Gebiete erfaßt habe. Da Spinnen und Weben einen Teil der Dienstleistungen für die Grundherrschaft bildeten, war bei Aufhebung der Bodengebundenheit (1781) bereits ein technischen Fragen aufgeschlossener Bevölkerungsteil vorhanden. Als erste Träger der Industrialisierung benannte Dr. Hassinger technisch und wirtschaftlich gebildete Adelige, denen aus dem bodenständigen Kleinbürgertum und Bauerntum aufgestiegene Unternehmer folgten, welche beachtliche Leistungen vollbracht hätten, aber nicht sehr gewissenhaft mit den anvertrauten Menschen umgegangen wären.

Im zweiten Vortrag gab Dr. Wessely, Wien, einen Aufriß über die Entwicklung der Industrie, besonders der Schwerindustrie in Böhmen - Mähren - Schlesien von 1900 bis in die jüngste Zeit. Eindrucksvoll waren die gebotenen Zahlen über die überaus starke Industrialisierung der böhmischen Länder bereits in der österreichisch-ungarischen Monarchie. So befanden sich 1910 67% der Heizfläche aller zisleithanischen Dampfkessel in den Sudetenländern. In der Gegenwart sei das Vordringen des Verstädterungsprozesses und die absolute Verkümmerung derjenigen Industriezweige (Verbrauchsgüterindustrie) zu beobachten, auf denen bis 1945 das Schwergewicht der deutschen Industrie gelegen habe. Dazu komme, daß das Gewicht der Schwerindustrie aus den Sudetenländern nach Osten

in die Slowakei und das oberschlesische Grubenkombinat verschoben werde. Ein ungeheurer industrieller Umformungsprozess verändere die gesamte Wirtschaftsstruktur und damit das Bild des Landes.

Der Vorsitzende der Historischen Kommission der Sudetenländer, Dr. Kurt Oberdorffer, berichtete über neue tschechische Arbeiten auf dem Gebiet der Industriegeschichte. Es werden Studien angestellt, welche bis ins Einzelne den Industrialisierungsvorgang zu erfassen suchen und die interessantes, bisher unzugängliches Urkundenmaterial vermitteln, dessen man sich bedienen sollte bei Berücksichtigung der Einschränkungen, denen die tschechische Forschung heute unterworfen sei. In der Diskussion wurde auf die überaus große Schwierigkeit hingewiesen, die sich der Erfassung des Industrialisierungsprozesses nach nationalen Gesichtspunkten in den Weg stellen. Dr. Dr. K. Rabl wies auf die Verflechtung in den großen Kapitalgesellschaften und auf die Bedeutung der Živnostenská banka hin.

Bundestagsabgeordneter Ernst Paul hielt am zweiten Tag einen bewegenden Vortrag über die Industrialisierung und die soziale Frage in den böhmischen Ländern. Bedauerlich sei es, daß es erst gewaltiger Umwälzungen bedurft habe, um soziale Fragen der alten Heimat in offenem Kreis zu erörtern. Das Ausmaß der sittlichen, geistigen und menschlichen Verelendung, in welches die Industrialisierung die in die Fabriken strömenden kleinen Bauern und Landarbeiter geworfen hat, zeichnete der Redner in schauerlichen Bildern nach: schwerste, oft geisttötende Arbeit, überaus lange Arbeitszeiten, die unglaubliche Verbindung von Arbeitgeber bzw. Partieführer und Kantinenwirt, die dadurch großgezogene Alkoholsucht und wachsende Verschuldung. Fürchterliche Wohnverhältnisse und eine hohe Sterblichkeit (in Reichenberg überwogen in den achtziger Jahren die Todesfälle die Geburtenziffer um 1,17%) zeigen einen Tiefstand damaligen menschlichen Daseins. Allmählich sei es den Arbeitern gelungen, ihre sozialen Forderungen zu verwirklichen, Gewerkschaften, Konsumgenossenschaften und Bildungsvereine zu gründen. Einen letzten Rückhalt hätte dem arbeitenden Menschen in den Industriedörfern des Sudetenlandes das eigene Stückchen Land, sein Häuschen oder doch die Hoffnung auf ein solches gegeben.

Hierauf befaßte sich Dr. Mommsen mit der Wechselwirkung von nationalen und sozialen Problemen innerhalb der sozialdemokratischen Parteien, wie sie sich bei Sudetendeutschen und Tschechen gebildet hatten. Er bemühte sich, die Schwierigkeiten der praktischen Vereinbarung dieser beiden heterogenen Disziplinen in Organisation und politischer Gestaltung dieses Lagers zu zeigen. Nach Auffassung des Vortragenden hätte solche Synthese bei Zurückstellung des nationalen Momentes gefunden werden können und müssen.

Kurzberichte suchten das Bild der sozialen Entwicklung zu ergänzen. Dr. Slapnicka, Linz, referierte über den Anteil der böhmischen Länder an der Sozialgesetzgebung Österreichs seit der Theresianischen Zeit. Durch Maß und Grad ihrer industriellen Aufschließung waren gerade die Sudetengebiete aufgerufen, zur geistigen Bewältigung der neuen Probleme im staatlichen Bereich beizutragen. Tatsächlich haben sie auch eine Fülle von Initiativen, Talenten und großen Gedanken hervorgebracht, an welche die Nachwelt nicht mehr denkt.

Dr. Prinz, München, behandelte das soziale und nationale Problem im Spiegel der Revolution von 1848, Dr. Schmid-Egger, Freiburg/Br., die christlichen Gewerkschaften in der ersten Tschechoslowakei und Prof. Dr. Wierer, München, die soziale Frage in der tschechischen Arbeiterschaft seit 1860.

Leider war die Zeit schon so weit fortgeschritten, daß die meisten der vorgesehenen Referate über die Entwicklung der einzelnen Industriezweige ausfallen und die scharfe Diskussion früh abgebrochen werden mußte. Abschließend konnte der Vorsitzende, Prof. Dr. Th. Mayer, seine Befriedigung über den erfolgreichen Tagungsverlauf aussprechen. Es bleibt zu hoffen, daß die Anregungen, welche diese Tagung gegeben hat, Früchte tragen.

BESPRECHUNGEN

Emil Franzel:

SUDETENDEUTSCHE GESCHICHTE

(Eine volkstümliche Darstellung. Adam Kraft Verlag, Augsburg 1958. 438 S., Gln., DM 14.80.)

Emil Franzel beginnt mit der naheliegenden Frage, ob es eine „sudetendeutsche Geschichte" gibt und er beantwortet sie sich mit einigen Sätzen, die von vornherein Aufschluß über die Anlage seines Buches zu geben vermögen und die zugleich eine gute Vorstellung des ruhigen und anschaulichen Stils vermitteln, in dem es geschrieben ist: „Die Geschichte der Sudetendeutschen ist also die Geschichte der Deutschen in den Sudetenländern. Und sie ist noch etwas mehr. Sie umschließt ein Problem, das gerade in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts weltgeschichtliche und weltbewegende Bedeutung erlangt hat: das Problem des Zweivölkerstaates, des übernationalen Staatsgebildes. Und dieses Problem ist älter als die sudetendeutsche Volksgruppe. Die Erforschung der Vorgeschichte und Frühgeschichte Böhmens und Mährens hat ergeben, daß in diesem Raume seit Urzeiten niemals nur eine Völkerschaft saß, sondern daß er immer von zwei und oft noch mehr Völkern besiedelt war. Das Zusammenleben der Völker im böhmisch-mährischen Raum, das uns im 20. Jahrhundert als das besondere sudetendeutsche Problem begegnet und das im 19. Jahrhundert als „die böhmische Frage" (česká otázka) das Kernproblem Österreichs wurde, ist uralt. Und es ist niemals ein „innerböhmisches" Problem gewesen, sondern griff zu allen Zeiten über die Landesgrenzen hinaus. Es war immer auch eine Frage der Nachbarvölker, der staatlichen oder der Herrschaftsordnung Mitteleuropas. Darum sprechen wir besser von sudetendeutscher Geschichte als bloß von der Geschichte der Sudetendeutschen. Denn diese waren von Anbeginn die Erben eines Problems, das vor ihnen da war. Und sie haben niemals eine abgesonderte Geschichte für sich allein gelebt, sondern böhmische und mitteleuropäische, Reichs- und Staatengeschichte, die über ihre Siedlungsgebiete hinausgriff. Sudetendeutsche Geschichte war seit je Weltgeschichte." Bei aller Zustimmung zu den vorhergehenden Sätzen wird man hinter die beiden letzten mit ihrem weit greifenden Anspruch lieber ein Fragezeichen setzen. Jedoch bleibt abzuwarten, wie Franzel im Flusse seiner Darstellung mit dem echten — nämlich unausweichlichen — Problem der richtigen Abgrenzung seines Themas innerhalb der allgemeinen Geschichte und den entsprechenden Proportionen zu ihr fertig wird. Diese abwartende Vorsicht meldet sich noch einmal beim Lesen seines Einleitungsschlusses: „Sudetendeutsche Geschichte war weitgehend nur eine Funktion der europäischen, der deutschen, der österreichischen Geschichte. Aber sie war nicht nur eine Funktion. Sie war und ist noch heute der Versuch einer Volksgruppe, ihre funktionelle Rolle im Spiel der größeren Kräfte ihrer nationalen und staatlichen Umwelt in geschichtliche Aktion zu verwandeln."

Das ist eine wohlüberlegte Formulierung. Und sie deckt im allgemeinen keine stille Absicht, mit dieser ungewöhnlich packenden Erzählung vielhundertjähriger Abläufe und Begebenheiten nur ein politisches Plädoyer vorzulegen. Obwohl der Verfasser seinen deutschen Standpunkt nirgends verleugnet, bemüht er sich ebenso deutlich und durchgehend um ein sachliches, ausgewogenes Urteil. Scharfe Worte und harte Feststellungen wie gegenüber dem schwer zu rechtfertigenden Verhalten Eduard Beneš's z. B. sind selten. Bei der Behandlung der letzten, schicksalsschweren Abschnitte der böhmisch-mährischen Geschichte kommen dem Verfasser of-

fensichtlich reiche persönliche Erlebnisse und Erfahrungen zugute. Auch sie sind im Text des Buches wohltuend in den Hintergrund gedrängt. Die gleiche Zurückhaltung übt Franzel in Bezug auf die seinen Ausführungen zugrunde liegende Literatur. Da er auf jeden wissenschaftlichen Apparat und eine Bibliographie verzichtet, geben nur einige eingestreute Namen seltene Hinweise auf das benutzte Schrifttum, obwohl Franzels ungewöhnliche Belesenheit sich ebenfalls überall bemerkbar macht. Wie so mancher berühmte Vorgänger, Gustav Freytags geschichtliche Bilder z. B., ist dieses Buch freilich nicht auf Anmerkungen hin angelegt. Jedoch wäre — den Absichten des Werkes wohl entsprechend — die Beigabe einer Auswahlbibliographie in künftigen Ausgaben doch zu bedenken. Nicht zur Rechtfertigung des Textes, was er nicht nötig hat, sondern zu seiner wirksamen Ergänzung, mit den trefflichen Untersuchungen von Ernst Schwarz etwa, dem Sudetendeutschen Atlas, dem Bildwerke „Sudetenland" von Adam Kraft und dergleichen. Die Anlage eines Personenregisters und einer Übersichtskarte sollte man dann ebenfalls nicht versäumen.

Das Wesen dieser „volkstümlichen Darstellung" wird aus diesen Bemerkungen schon deutlich geworden sein. Sie besteht aus 28 Kapiteln mit mehr oder weniger neutralen oder drastischen Überschriften, ‚Die slawische Besiedlung', ‚Der Weiße Berg', ‚Der Tschechoslowakische Staat' z. B. oder: ‚Das goldene Zeitalter Böhmens', ‚Glanz und Dunkel der Barockzeit', ‚Das Tschechentum im Angriff' und ‚Der sudetendeutsche Abwehrkampf'. Sie werden von der schon erwähnten Einleitung und einem Schlußabschnitt eingerahmt, der „Die Sudetenfrage nach dem Staats- und Völkerrecht" mit zwölf Thesen in einer Raffung festhält, die nicht ganz zu der Art der übrigen Darstellung paßt. Es folgt dann noch eine Zeittafel, die auf nützliche Weise die wichtigsten Ereignisse der sudetenländischen Entwicklung in Parallele zur gleichzeitigen weltgeschichtlichen setzt.

Wendet man sich nun dem eigentlichen Buchinhalt zu, dann ist zunächst noch einmal Franzels Darstellungskunst zu rühmen, mit der er ohne reißerische Mittel den Leser vom Anfang bis zum bösen Ende ungemein zu fesseln weiß. Schon die Abschnittstitel zeigen dabei, daß seine Feder neben der politischen Entwicklung auch die für den Sudetenraum so wichtige Siedlungsgeschichte, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Vorgänge, Literatur-, Kunst- und Geistesgeschichte mitberücksichtigt. Zwanglos führt sie den Leser von einem zum anderen und sie scheut auch nicht davor zurück, die Schranken der einzelnen Epochen gelegentlich zu überspringen und Durchblicke bis zur Gegenwart zu eröffnen. So entstehen Zeitgemälde von Farbigkeit und eindringlicher Wirkung wie etwa das besonders gelungene Wallensteinkapitel, wo Franzel auf die reichen Vorarbeiten Ernstbergers aufbauen konnte. Verständlicherweise ließ sich die Darstellung nicht überall auf gleicher Höhe halten, nicht alle Abschnitte der vielgestaltigen sudetenländischen Geschichte sind gleich gut erforscht, und es wäre auch etwas unbillig bei einem so weit angelegten Buch wie diesem, gleichmäßige Vertrautheit mit allen weit verstreuten Forschungsergebnissen vorauszusetzen. Wichtig ist, daß der Fluß der Erzählung dadurch kaum beeinträchtigt wird und daß sie nicht verzeichnet ist. Auch Franzels offenkundiges Streben, im Kreuzfeuer der deutsch-tschechischen Auseinandersetzungen möglichst unvoreingenommen und sachlich zu bleiben, führt nicht zu einer billigen Verwischung der Gegensätze und Streitpunkte. So ist dieses von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart reichende Buch in mancher Hinsicht auch ein mutiges Buch, und alle diese Vorzüge wiegen in dem von ihm selbst gesteckten Rahmen schwerer als die Einzelfehler, die sich hier und da eingeschlichen haben und die bei einer Neuauflage leicht zu korrigieren sein werden.[1])

Wichtiger ist die Frage, ob dann an den Schluß des Bandes nicht auch noch eine knappe Übersicht über das gehörte, was nach 1945 im böhmisch-mährisch-schlesischen Heimatraum der Sudetendeutschen geschehen ist. Allein die zurückgebliebenen Reste der Volksgruppe rechtfertigten vielleicht schon

diese Anteilnahme. Hinzu tritt der Zusammenhang zwischen der Deutschenvertreibung und der Sowjetisierung der Tschechen, da die leer gefegten Grenzräume die bequemsten Ansatzpunkte für deren Durchsetzung boten. Die untergründige Schicksalsverbundenheit der beiden Völker wurde darin noch einmal nachhaltig dokumentiert. Es ist also die Frage, ob man die vielhundertjährige „sudetendeutsche Geschichte" nur noch bei der zur Abwanderung gezwungenen und unter die übrigen Deutschen verstreuten Volksgruppe verfolgen will.[2]) Man sollte einen solchen Schritt auch mit Rücksicht auf die Tschechen vermeiden, deren Entwicklung trotz allem, was während der letzten hundert Jahre geschehen ist, zu eng mit derjenigen der benachbarten deutschen Stämme verwuchs, als daß sich beides nun gänzlich voneinander scheiden ließe.

Damit ist schon das Wichtigste zur Beantwortung der Frage vorweg genommen, die am Anfang gestellt wurde. Man wird Franzel bestätigen können, daß ihm die maßgerechte Einbettung seiner sudetendeutschen Geschichte in deren weiteren mitteleuropäischen Rahmen gelungen ist. Nach allen Richtungen hin vermag er die wechselnden Beziehungen Böhmen-Mährens wie die des sudetendeutschen Volksteils zu verfolgen, ohne sich dabei von dem Boden dessen zu entfernen, was er eigentlich schildern will. Das Wagnis, die Geschichte einer Volksgruppe zu schreiben, die zwischen dem großen Muttervolk und wechselnder Staatszugehörigkeit erst allmählich zu einem Bewußtsein ihrer selbst gelangt ist, ist Franzel ohne politische Überspitzungen geglückt. Wer sein Buch mit dem während der dreißiger Jahre veröffentlichten Vorgänger Alfred Schmidtmayers ververgleicht[3]), erkennt bei mancher Ähnlichkeit, um wieviel feiner der Pinselstrich Franzels geworden ist, wieviel dichter er seinen Rahmen auszufüllen verstanden hat. Ein Vergleich mit den ebenfalls zwischen 1932 und 1937 erschienenen kleinen Versuchen des tschechischen Historikers Kamil Krofta wiederum ist in anderer Richtung lehrreich. Denn diese Skizzen des Mannes, der E. Beneš im Prager Außenministerium ablöste, sind von einem oft nur wenig verhüllten Opportunismus von bestürzender Kurzsichtigkeit geleitet.[4]) Niemand weiß, ob dem geschichtlichen Bilde, das Fr. Kavka in der jüngsten Kurzdarstellung der tschechoslowakischen Geschichte mit marxistischer Einseitigkeit entwickelt hat, eine längere Dauer beschieden sein wird.[5]) Vor dem Hintergrund dieses zweckbestimmten Vorgehens hebt sich Franzels gezügelte und keineswegs wirklichkeits-

[1]) Notiert wurden etwa: S. 10: Böhmen ist von Norden her weniger „über einige Pässe des Riesengebirges" als solche des östlich anschließenden innersudetenischen Übergangsgebietes zwischen Landeshut, Trautenau, Glatz, Nachod und Grulich zugänglich. S. 31: Gingen die karolingischen Marken nicht durch die Ungarnangriffe (und nicht durch Svatopluk) unter? S. 327: Masaryk ist nicht 1915 mit einer bestimmten Absicht emigriert; während seines im Dezember 1914 begonnenen Aufenthaltes im westlichen Ausland erreichten ihn Warnungen aus der Heimat, die ihn von der Rückkehr abhielten. S. 377: David Hunter **Miller** veröffentlichte die vielen Bände seines „My Diary at the Paris Peace Conference" bereits 1924/26. Das Interesse der Öffentlichkeit an den Zusammenhängen zwischen der Pariser Konferenz von 1919 und der Sudetenfrage wurde aber von den dreißiger Jahren ab durch die Forschungen Raschhofers und Hölzles stark belebt. Vgl. bes.: H. **Raschhofer**, Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/20, Berlin 1937 und E. Hölzle, Der Osten im Ersten Weltkrieg, Lpz. 1944, mit einem erw. Aufsatz von 1937 über „Die sudetendeutsche Frage in Versailles."

[2]) „Wie sieht es in der Heimat aus", fragt sich E. Schwarz am Ende seines Büchleins „Sudetendeutsches Schicksal im Laufe der Jahrhunderte" (Augsburg 1952) und umreißt mit ein paar Sätzen die weitere Entwicklung im Sudetenraum.

[3]) A. **Schmidtmayer**, Geschichte der Sudetendeutschen. Ein Volksbuch. 302 S. Karlsbad-Leipzig 1936.

[4]) Vgl. z. B. folgende, 1932 veröffentlichte Äußerung: „Ebensowenig von der nationalen wie von der religiösen Frage her droht der Tschechoslowakischen Republik demnach irgendeine ernste Gefahr. Und da auch ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf gesunden Grundlagen ruhen und da sie es verstanden, die entscheidenden Faktoren der internationalen Politik sowohl von ihrer inneren Festigkeit als auch von ihrer Bedeutung für die friedliche Entwicklung Mitteleuropas und Europas überhaupt zu überzeugen, so darf die Tschechoslowakische Republik ruhig und hoffnungsvoll ihrer glücklichen und ruhmreichen Zukunft entgegenschreiten." K. **Krofta**, Geschichte der Tschechoslowakei, Berlin 1932, S. 161/162.
Von **Krofta** erschien früher (1924) das Bändchen: Die Deutschen in Böhmen, weiter: Das Deutschtum in der tschechoslowakischen Geschichte, (zwei Vorträge) 143 S. Prag 1934 und: Die Deutschen im tschechoslowakischen Staate, 44 S. Prag 1937.

[5]) Fr. **Kavka**, An Outline of Czechoslovak History Übers. aus dem Tsch. von J. u. I. Milner) 179 S. Prag 1960. darin S. 161: „In the People's Democracy of Czechoslovakia ... the age-old fight for national independance has been won, the working people are assured of constantly improving living standards, the right to work is guaranteed and the grim threat of unemployment and hunger banished, and the people have become the real rulers of the country."

fremde Betrachtungsweise nur umso heller heraus. Seinem Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

Dr. Ernst Birke

ERBE UND AUFTRAG

Ostdeutscher Almanach, herausgegeben für die Künstlergilde von Ernst Schremmer und Gottschalk.

(Adam Kraft Verlag, Augsburg, 275 S., DM 14.80.)

Das schön ausgestattete Buch versammelt eine große Zahl von bekannten und klangvollen Stimmen des deutschen Ostens und Südostens. Aber auch die jungen Begabungen sind gut vertreten.

Hat man den Band durchgesehen, der zahlreiche Textbilder, eine farbige und sechzehn Schwarz-Weiß-Bildtafeln enthält — die Farbtafel Ida Kerkovius, Rigaischer Strand, sähe man gern als Titelblatt —, so ist man in der Überzeugung bestärkt, daß auch nach der schandbaren Vertreibung der Millionen das Bild des deutschen Ostens, es reicht vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer, nichts an Glanz und nichts von seiner bunten Vielfalt verloren hat. Auch nichts von der tiefen Kraft, die der Kultur des deutschen Ostens innewohnt.

So vermittelt dieser Almanach mit den Stimmen der Dichter, Denker und bildenden Künstler etwas vom Zauber der ost- und südostdeutschen Landschaften und auch etwas von jener stillen deutschen Art, die sich aus der Nachbarschaft zu den slawischen Völkern entwickelte. Man darf hoffen, daß gerade diese Art, verbunden mit ererbten Kenntnissen für die Zukunft Mittler und Brücke wird.

Der Band stellt aber auch einen Spiegel dessen dar, was die Künstlergilde in einem Zeitraum von zwölf Jahren an Ausstellungen im In- und Ausland und vielen anderen kulturellen Veranstaltungen leistete; nicht zu vergessen die Ostdeutschen Schrifttumspreise. Der Autorenkreis umfaßt u. a. Namen wie: Hermann Stehr, Agnes Miegel, Frank Thieß, Werner Bergengrün, Hans Watzlik, Max Brod, Emil Merker, Bruno Brehm, Rudolf Kassner und Heinrich Zillich. Von den Bildbeiträgen seien genannt: Paul Holz, Walther Klemm, Käthe Kollwitz, Corinth, Kubin und Emil Orlik. Man vermißt den Kulturpreisträger der Sudetendeutschen Erwin Guido Kolbenheyer.

Xaver Schaffer

DIE HEILIGE ZEIT

Christnachtgeschichten deutscher Dichter. Herausgegeben von Bernt v. Heiseler.
(J. F. Steinkopf-Verlag, Stuttgart, 1959. 319 S., Ln., DM 10.80.)

Das heikle Thema der Weihnachtsbücher, das allzuleicht zu sentimentaler Pseudo-Poesie verführt, hat in Bernt v. Heiseler einen unbestechlichen und klarsichtigen Betreuer gefunden. Aus der älteren Literatur hat er nur drei Erzählungen ausgewählt, von Jeremias Gotthelf, von Peter Rosegger, vor allem aber Adalbert Stifters unsterbliches Meisterwerk „Der heilige Abend", (später als „Bergkristall" veröffentlicht), diesmal wieder unter dem ursprünglich vom Dichter erwählten Titel. Die übrigen 17 Geschichten entstammen einer jüngeren Zeit und es ist interessant nachzulesen, was Heiseler, der Herausgeber, in seiner klugen Einleitung darüber zu sagen weiß: wie die strahlende Kinderseligkeit nur noch hin und wieder in den Vordergrund tritt, das rein Stimmungshafte verblaßt und vielerlei der heutigen Lebensproblematik durch diese kleinen Erzählungen hindurchleuchtet. Wir finden einige der älteren, bereits bekannten Autoren, wie Rudolf G. Binding, Max Mell, Manfred Hausmann und andere. Der Siebenbürger Heinrich Zillich erzählt eine Geschichte aus dem ersten Weltkrieg, auch Johannes Weidenheim kommt aus dem ungarischen Raum. In die slovenische Südsteiermark führt uns Johann Christoph Hampe, eine ganze Reihe von Geschichten aber hat Erlebnisse des letzten Krieges zum Hintergrund, so die ebenso kurze wie unaus-

löschlich im Leser weiterbrennende Episode „Das Jesuskind von Ostrowice" von Friedrich Hoffmann. Unter den neueren Autoren sind auch zwei Sudetendeutsche, deren Namen in den letzten Jahren einen guten Klang bekommen haben: Gertrud Fußenegger mit der noch in der deutsch-böhmischen Heimat spielenden Erzählung „Der Nikolaus" und Herbert Schmidt-Kaspar; die herbe, beinahe schonungslose Art des Erzählens, die gleich in seinem ersten Roman „Wie Rauch vor starken Winden" erkennbar wurde, gibt auch seinem „Krippenspiel nach dem Kriege" den unverwechselbaren Charakter seines persönlichen Stils. Wer eine Sammlung nicht alltäglicher Weihnachtsgeschichten besitzen möchte, wird hier auf eine glückliche Auswahl stoßen.

Dr. August Kurt Lassmann

Extracts from some Articles of the Present Issue

Emil Franzel: THE SUDETEN GERMANS AND GERMAN PUBLIC OPINION

Fifteen years ago about two million Sudeten Germans were forced to make the Federal Republic their new home, today there is hardly a striking difference of social status between them and the native population, their integration has been a considerable success. Thus it is the more astonishing that they, as a political group, have a bad press. Public opinion in Western Germany was e. g. quite ready to believe press commentaries saying that the Sudeten German Day in Vienna was tinged with Neo-Nazism, though the Austrian authorities were quick enough to confute such rumours. It is in the interest of both the Sudeten Germans and the entire nation to find out the causes of such attitudes.

Certain German circles show a decidedly pro-Czech attitude. Not dislike of the Sudeten Germans, but preference of the Czechs is at work here. The Reformation has widely influenced the historical concept of many Germans, between Hus and Luther there have been historical links. Hus called himself a goose (in Czech hus = goose), but after 100 years, he said, a swan would follow him; German Protestants argued that he had meant Luther. After the Battle on the White Mountain a stream of Czech and German refugees found shelter in German Protestant lands, later the Bohemian Brethren with Comenius gave rise to revivals of German Protestantism (Herrnhut). For 200 years the beaten Czechs were considered national and religious martyrs.

Under Metternich's rule German writers from Bohemia opposing him met at Leipzig, they wrote in a pro-Czech and pro-Hussite way (Meißner, Hartmann etc.). Since Herder and the Romantic movement Germany's democratic and liberal minds had been almost passionately interested in Czech history. Masaryk's interpretation of history, according to which the Czechs had been the torchbearers of the great Western ideas of humanitarian democracy in Central Europe since Hus and Comenius, rested on German traditions; it was not only of greatest historical consequence, but also found much approval in Germany. Thus Sudeten German opposition against Masaryk's state was viewed, by the German liberals at least, with suspicion; Pekař,

Masaryk's most important adversary as a historian, met with late and reluctant acceptance.

The lively economic relations developing in the period of industrialism made the Czechs appear to be a progressive European nation. Sudeten German complaints and demands were easily dismissed as narrow nationalism and a dogmatic attitude. Since Austria had left the German Confederation in 1866, an astonishing ignorance of historical and geographical facts had spread in Germany, and those formerly central parts of the Old Reich had become a terra incognita, "Bohemian villages" had begun to mean places behind the times with jaw-breaking names. Hindenburg, when calling Hitler "the Bohemian Corporal", simply mistook his birthplace Braunau on the Inn for Braunau in Bohemia.

The Sudeten Germans who after 1918 were fighting for their existence, always felt it a nuisance when visitors from the Reich, say to Karlsbad, expressed their astonishment that so much German was spoken there, or even that the "Czechs" spoke German so well.

The great German press in the twenties was rather pro-Czech than critical of the Czech sort of democracy. It was just therefore difficult for democratic elements among the Sudeten Germans to find support and understanding; the Saxon and Silesian social-democratic papers — perhaps — accepted contributions from their Sudeten German sister party, but the leading "Vorwärts" of Berlin considered only the very nationalist Czech social-democrats as legitimate spokesmen in Czechoslovak affairs.

In the thirties the national radicals among the Sudeten Germans got the better of the moderate and democratic forces, partly because they did find an increasing echo in right-wing papers. Thus we still today encounter the prejudice that the Sudeten Germans have always been national radicals, nd the Czechs the brave defenders of democracy. In 1938 Sudeten German enthusiasm for Hitler reached its peak, when in the Reich his dictatorship was already felt by many to be oppressive. But Sudeten German sympathies had little to do with the political structure of the Third Reich, they were simply addressed to the German people.

There is no doubt that the Sudeten German Party, which was of a very complex nature, today is usually viewed in a dangerously simplifying way. We Sudeten Germans, however, must understand to what degree Hitler and the Sudeten problem have been identified in the minds of the Germans in 1938, we must understand that the shameless excesses of Goebbel's propaganda can easily make the mere mention of the Sudeten problem appear as some form of renewed Nazism, of Hitler's hazardous politics. German public opinion, on the other hand, ought to learn how to distinguish the morally justified struggle against Beneš's brutal and mendacious system from Hitler's imperialism abusing that good struggle, just as he abused the German nation's struggle against Versailles and many other good causes. Finally, German public opinion ought to see the Sudeten problem not only in the perspective of 1938, it ought also to form a clear idea of the very moderate Sudeten German demands before, it ought to know also of their positive contribution to reconstruction in Germany after the War, and of their cooperation with Czech exiled groups, and it ought never to forget that selfdetermination and freedom, such as they are claimed for Central and Eastern Germany, are indivisible basic human rights.

This article has been translated from "Sklizeň" ("The Crop"), September 1959, a periodical of independent Czech and Slovak writers in exile. Though their historical concept, which sees the climax of their national history in the two decades from 1918 - 1938, differs widely from that of Sudeten German historians, the article is interesting enough, e. g. because of its evaluation of the American Revolution and because of the discontinuity pointed out in Czech history, a striking parallel to German developments.

The author explains that the about 60.000 exiled Czechoslovaks are not a very uniform group — among 100 of them there may be five peoples and fifteen parties represented. It was not different when they were in their old homes, but then a certain unity was guaranteed by their common state. This instinctive dislike to any kind of coordination, however, was a force conducive to democracy. The great problem of exile is that that unity which makes the desire for independence creative, is lacking. Such a situation forces the exiled Czechs to reconsider the question what it means for them to be Czechs.

National unity was represented by Masaryk during the First World War, by Beneš during the Second; today there is no such great personality. The wholecourse of Czech history shows a great number of important men, but no continuity: Hus and Hussitism might have provided lasting symbols, they were destroyed; the movement of Bohemian patriotism (Bolzano, the German students on the barricades of Prague in 1848) fell a victim to the national renaissance. The reawakened nation, however, was a Catholic nation. Thus in 1918 a new tradition and new symbols had to be created, and before the work was finished, the Germans destroyed it all. And now, after another 20 years, the new masters are fabricating a new artifical past: Not the 28th October, but the 7th November is to be the symbol of a new future.

Thus the Czechs are again losing their past. But human existence needs both progressive and conservative tendencies. Since time itself "progresses", a solely conservative society becomes rigid and decays, e. g. Europe after the peace of Vienna, or the Austria of the Emperor Francis Joseph. The Czechs have a natural liking for progressive ideas, they had no access to their living past of the last 3 centuries for a long time, and the word "conservative" had become almost a swearword among them. It was the Communists who made use of this tendency to misunderstand any respect for the past as reactionary.

In the last years, however, this situation has been changing: Their democratic past is becoming more attractive than their communist future. The French and the Russian Revolutions both tried to ignore the past, to create a new world out of nothing. The American Revolution was not only a progressive, it was als a conservative revolution, the colonists fought for the preservation of their "rights as Englishmen". After that pattern of a creative combination of conservatism and progress the Czech revolution should be fashioned. The problem is that the generation now growing

up in Czechoslovakia, though being non-communist, does no longer entertain Masaryk's ideals: Once more the Czechs are losing their national memory; but a nation needs a memory just as any individual man does. The author winds up by addressing his appeal to all Czechs in exile, especially to those belonging to the older generation: To keep the national past alive is their most important mission.

Rudolf Quoika: CAMILLO HORN, A SUDETEN GERMAN COMPOSER

(On the occasion of his 100th birthday on 29th December)

In the second half of the 19th century Prague was under the sway of musical romanticism, with Wagner and Schumann as protagonists. Gustav Mahler, Heinrich Rietsch, Felix Woyrsch, and Camillo Horn were the outstanding young sons of the Muse.

Camillo Horn was born at Reichenberg on the 29th December 1860. Like Gustav Leutelt, his contemporary of the same local extraction, he was not content with the education offered at home: At the age of 16 he went to Prague to study music at the Conservatoire specialising in the harp, that very romantic instrument, and soon went to Vienna to study theory of harmony under Anton Bruckner, who was just then writing his 6th symphony. His attachment to Bruckner was so great that he turned down a call to Hamburg. Instead, he became a music teacher at grammar schools in Vienna, later he accepted a call to the chair for theory of music at the Neues Wiener Konservatorium, and in 1918 at the Wiener Staatsakademie. Besides, he did responsible work as the musical reviewer of the Deutsches Volksblatt.

His friendship with the Sudeten German poet Anton August Naaff was of great consequence, they together created many of the songs and choral works then sung in the singing societies of Austria. Horn's style was influenced by young Bruckner and Bruckner's friend Rudolf Weinwurm. But soon he turned to high style symphonies, and here, too, became one of the most genuine followers of Bruckner's: His Symphony in f minor (1908) and that in d minor (1936) are among the few that really breathe Bruckner's spirit. They and his Scherzo for Orchestra are his most important contributions. Unfortunately his songs as well as his symphonic works did not coincide with the trend of the times, and there were greater men beside him. Besides, there are pieces for several kinds of instruments (piano; violin and piano; French horn and piano; 3 violins, viola, and cello, etc.). His friends were united in the Camillo-Horn-Bund, his biography was written by J. L. Wenzel in 1925, he received the Goethe Medal in 1940 and the City of Vienna's Ring of Honour in 1940. He died on 3rd April 1941.

The author of this article calls him a romanticist of Hans Pfitzner's inwardness and a representative of German idealism; on the other hand he stresses his unmistakably Sudeten German coinage. Our musical institutes, our artists and broadcasting stations should make him again known to their audience who very probably would prefer him to the fashionable composers of our days.

Erna Blaas: POEM OF LOVE

(In memory of Ilse Ringler-Kellner)

The life of the poetess, who died on 25th October 1958 at Salzburg, reflects Old Austria's fate in all its phases. She was born on 9th September, 1884, at Sarajevo, where her father, who came from Brünn, worked as a government architect, whilst her mother was the daughter of an archaeologist in the Bohemian Forest. At the age of eleven she returned with her father to Brünn, where she passed a secondary school; then she went up to the university of Geneva to study French and philosophy. After a year the First World War broke out, she had to return home where she met with Sepp Ringler, first lieutenant in the Austrian army; they soon were married by the poet-priest Ottokar Kernstock, their friend. Her husband was badly wounded, children were born, and after the War they moved to Perchtoldsdorf near Viena, her husband studying art, she teaching school. In 1932 and 1934 two collections of her lyrics came out: "Lieder, Balladen, Legenden" and "Ahnenheimat", they were both adorned with her husband's pen-and-ink drawings. In 1939 the family moved to Baden near Vienna, in the same year she published the slender lyrical volume "Südmährische Heimat" and in 1942 "Der liebe Augustin", stories of Old Vienna. She scarcely escaped from the Russians in 1945, in 1949 she and her husband joined their son-in-law's family, they finally went to Salzburg, where in the "Terrassengedichte" she once more found expression for her lyrical inspirations.

The article reprints a number of her characteristic poems.

Walter Brand: NEW TOWN OUT OF WILD ROOT

The author tells of new villages and towns which owe their existence to the German refugees after 1945, such as Waldkraiburg, Neugablonz, Traunreuth, Geretsried, Neutraubling, Bubenreuth, Allendorf in Hesse etc. Here he deals with the town of Waldkraiburg which grew out of destroyed ammunition works of the Third Reich. It was the refugees, not the authorities who saw the possibilities hidden in those desolate monuments of destruction in 1946. The expelled musical instrument makers of Graslitz began to repair old instruments by using old tins they found among the ruins, and the wood of old ammunition cases was valuable raw material for the first wodden utensils. Today the old pioneers of those days are smiling when they tell of the deputation they sent to a ministry in Munich — they had to refuse to take off their overcoats in the well heated roo ms, because they had no coats under them; and when the Occupation Authorities demanded that the sheltered dug-outs must be freed from the earth masses covering them within a given time, all productive work had to be stopped and owners and workers united in hardest toil.

In 1946, when the first new settlers infiltrated and then the first transports arrived, there lived only a handful of people there; in 1950 there were about 2000 people there, today we count about 8500 inhabitants. Since the surrounding landscape depended entirely on agriculture and the newcomers were tradesmen and industrial

workers, it was necessary to create a new communal entity. Today there are 56 industrial undertakings, mostly of medium size (chemical and metal-working firms, firms producing glass, tires, synthetic foils, brake coverings, musical instruments of high quality, synthetic and other buttons, etc.). More than 3700 people earn their living here, of whom 1200 are commuters. The annual output of 1960 will be more than 200 million DM, and the greater part of these goods was exported. The author gives figures concerning taxes, the town's assets (about 4 and a half million DM), tells of its primary school of 21 forms, its modern secondary school etc. It was a stroke of good luck, when last year rich deposits of natural gas were discovered in close proximity, which will soon make the town's industries independent of the distant Ruhr and of expensive oil. Its cultural life and facilities of further education show vigorous growth. Sudeten German artists, of whom Professor Ferdinand Staeger has found a new home here, have adorned streets and edifices with their works. When we view its vibrating life, we feel confident that the aim to develop a town for 20.000 inhabitants will be reached in due course.

Hermann Ullmann: FROM MY LIFE

This is a manuscript placed at the editor's disposal by Ullmann's widow out of his bequest. Ullmann first describes his experiences as a young student in the Prague of 1900 with its mass hysteria directed against everything German, those agonies of decaying Old Austria. But nobody can forget that city who lived there in his youth, its ancient Jewish graveyard and medieval synagogue, its baroque palaces, the shadows of Hus and Wallenstein; and nowhere Europe's values could be felt more intensely than here, at this watershed between East and West. How simple life had been at Mozart's time, how unsuspecting the Germans had been when, led by Herder and the Romanticists, they fostered the Czechs' national awakening. Masaryk's and Beneš's triumph at Versailles is called the belated answer to the Battle on the White Mountain, when the Habsburgs' Spanish monomania forgot their South-Eastern mission. He tells of his university teachers (August Sauer, Spina, the painter Krattner, the engraver Brömse etc.). Sauer, that first-rank university teacher, though suffering from all the local difficulties, refused to leave his post for Vienna, since he felt to be the trustee of German Austria's most valuable cultural traditions on the spot. But the young generation did feel the attractions of the "Reich", and following Emil Lehmann, Ullmann went to Heidelberg. It was a change from a dream landscape to a very real, a pragmatic one! Here he made friends with a group of Transsylvanian Saxons and joined the Verein deutscher Studenten, perhaps because they declined the drinking bouts and all students' snobbism then common and because he found understanding for the problems of the Germans outside the Reich with them. The young student came to see the importance of religious ties for those Lutheran Transsylvanian friends, and he began to understand the genuineness of the national inheritance and folklore in Southern Germany, but also the dangers of Wilhelm II's phrases. When he returned to Austria (to Vienna), he was enriched, but in no way convinced of the superiority of the Reich's cultural attainments.

Viktor Aschenbrenner: SUDETEN GERMAN PUBLISWING HOUSES AND THEIR PUBLICATIONS

The author continues his survey of Sudeten German publishers. Their number was small after 1918, since they could hardly compete with the great German houses when reaching out beyond the state boundaries: many publications were of little interest outside the Sudetenland, however necessary at home. Here Aschenbrenner deals with Adam Kraft, the successful publisher of Karlsbad-Drahowitz. He was born at Wildstein on the Eger in 1898, became a post-office clerk like his father, and was dismissed by the Czechs in 1925. Two years later he had opened his publishing house. From the begining he tried to have all Sudeten German authors represented in it. He founded the Sudeten German Book Club, which was supported by the Bund der Deutschen and the Kulturverband, and brought out the cultural periodical "Der Ackermann". After 1938 the firm lost many of its specific tasks, the German Workers' Front interfered, and only in 1943 Kraft was again in full possession of his firm. After 1945 he managed to flee from Czech arrest, found refuge in Upper Bavaria, and kept the pot boiling by painting. In 1950 he succeeded in getting a refugee's credit and re-founded his firm. In spite of a rate of interest of no less than 9½%, he managed again to build up his firm and the Sudeten German Book Club. First of all he edited Adalbert Stifter's works in 9 volumes of 6000 pages, then he brought out a complete edition of Gustav Leutelt and books by Bruno Brehm, Kolbenheyer, Emil Merker, Josef Mühlberger, Watzlik, and many others. His latest publication is "Die Kaisersaga — Utopia Austriaca" — nobody can say who hides behind author's the pseudonym Karl von Boeheim.
Of great success were the pictorial representations of the Sudeten German home lands: "Böhmen", "Mähren-Schlesien", and above all "Sudetenland". The latter large-sized volume is convincing proof of 800 years of our cultural pioneering. Besides, there are a number of picture books representing various landscapes of the Sudetenland. Our new surroundings are reflected in "Alpen in Schnee und Eis" and "Deutschland". Emil Franzel's "Sudetendeutsche Geschichte" continues the printing house's old tradition. At home the firm had published about 400 books, after the expulsion about 70 have been brought out in one decade.

*

Hinweise:

Im Heft 3 hat sich in dem Gedicht von Anton Pachelhofer „Tröstende Glocken" ein sinnstörender Druckfehler ergeben. Das Gedicht hat folgenden Wortlaut: In den Gärten flüsternd / bewegt sich Wind. / Die Bäume heben ihre Hände / sehnsuchtsvoll zum Himmel hin, schon müd / des Muts / nistender, knistender Vögel, / müd selbst der eigenen Früchte, / die sie bekümmern, drükken zur Erde / brechenden Bogens, / sie fest verketten: / sie seufzen, sie wollen schon fort. / Sie zu trösten, sich lösen die Töne / wie Tropfen von Wunden, sinken vom Turm. In dem Beitrag von Prof. Dr. Bruno Schier „Vom böhmischen Isergebirge und seiner Erschließung" muß es in der drittletzten Zeile richtig „Baudenwesen" nicht „Bauden" heißen.

*

Die Erscheinungstermine des nächsten (3.) Jahrganges sind für Mitte der Monate Februar, Mai, August und November vorgesehen.
Erfreulicher Weise findet unsere Zeitschrift ein immer breiteres Echo, insbesondere aus

dem Ausland sind uns zustimmende oder anerkennende Äußerungen zugekommen. Die Zeitschrift, die von Anfang an ein Spiegelbild der geistigen Situation unserer Volksgruppe sein wollte, hat diese Aufgabe ebenso erfüllt, wie die der Klärung und Auseinandersetzung auf rein sachlicher Ebene. Daß es gelang, jüngere Kräfte zu Wort kommen zu lassen, macht deutlich, daß das Sudetenproblem weder eine rein retrospektive Angelegenheit noch ein bloßes Generationsproblem ist.

Wir danken allen unseren Beziehern, Lesern und Mitarbeitern und fügen die Bitte an, auch weiterhin an dem inneren und äußeren Ausbau unserer Zeitschrift teilzunehmen. Mancher Wunsch nach Veröffentlichung mußte zurückgestellt werden, manche Lücke harrt noch der Schließung. Im Ganzen sind wir dankbar für die immer fortschreitende Mitarbeit, die dazu beiträgt, die Zeitschrift zu dem repräsentativen Organ des kulturellen Lebens unserer Volksgruppe zu machen.

Wir bitten, dem jungen Unternehmen auch im nächsten Jahr treu zu bleiben.

Die Autoren der Hefte 3 u. 4:

Prof. Dr. Theodor Maunz, Staatsminister für Kultus und Unterricht, München, Salvatorplatz 4.

Prof. Emil Benatzky, Landesschulrat i. R., Neusäss/Augsburg, Louis-Braille-Str. 3

Prof. i. R. Rudolf Quoika, Freising/Obb., Vogelherd 19.

Josef Preußler, Fachlehrer i. R., Haidholzen über Rosenheim/Obb., Heinzelfeldstr. 6.

Dr. Emil Merker, Prof. i. R., Ebratshofen, Post Herbatshofen, Lr. Lindau.

Dr. Josef Schneider, Studienrat, Freising/Obb., Rabenweg 11.

Univ. Prof. Dr. Bruno Schier, Münster i. Westfalen, Auf dem Draun 57.

Dr. Wilhelm Pleyer, Schriftsteller, Söcking am Starnberger See.

Dr. Anton Pachelhofer, Studienrat, Dachau b. München, Robert v. Haugstr. 2.

Elisabeth Lichtenecker, Eichstätt.

Dr. Richard Zimprich, Studienrat, Neu Ulm, Reuttierstr. 61.

Univ. Dozent Dr. Nikolaus v. Preradovich, Graz, Morellenfeldgasse 25.

Erna Künast, Huddinge b. Stockholm, Schweden.

Dr. Rudolf Urban, Marburg/L., Heinrich Heinestr. 3a

Karl Kern, Malmö, Lant Manna gatan 64 A, Schweden.

Dr. Wilhelm Wegener, Prof. an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken. Sulzbach-Neuweiler/Saar, Koppshaus 9a.

Hermann Ullman. Geb. 12. September 1884 in Teplitz Schönau. Gest. 23. Februar 1958 in Stockholm. Von 1912 - 1937 Leiter der sdt. Zeitschrift „Deutsche Arbeit". Verf. von Ein Doppelleben (Roman). Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa (1915), Das werdende Volk (1929), Durchbruch zur Nation (1933), Die Völker im Südosten (1938), Die Sünde wider Europa (1948), Pioniere Europas (1956) u. a. m.

em. Univ. Prof. Dr. Herbert Cysarz, München 19. Dachauerstr. 142.

Erna Blass, Salzburg, Österreich.

Von *Ilse Ringler Kellner* sind bisher 353 Gedichte, Balladen und Legenden gesammelt, davon 153 in Büchern veröffentlicht (Lieder, Balladen, Legenden 1932, Ahnenlandschaft 1934, und Südmährische Heimat 1939). Die meisten Bücher sind vergriffen. Nachlaß bei

Prof. i. R. Sepp Ringler, Heidenreichstein 509, Niederösterreich.

Dr. Emil Franzel, Oberbibliotheksrat, München 13, Franz-Josephstr. 3. Verfasser von „Sudetendeutsche Gedichte" (Adam Kraft V.), außerdem zahlreiche vorwiegend historische Publikationen.

Dr. Walter Brand, Waldkraiburg/Obb., Iglauerstr. 12.

Dr. Kurt Oberdorffer, Archivdirektor (vergl. Beitrag Heft 2 Jhrg. 1960 zu seinem sechzigsten Geburtstag). Ludwigshafen am Rh. Friesenheim, Benzstraße 12.

Verfasser unserer Gedichte:

Dr. Alfred Görgl, Studienrat, Kassel, Erich Klabundestr. 39.

Josef Moder, Lehrer, Kleinostheim 196 bei Aschaffenburg.